

# Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.  
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).  
Einzelne Nummer 15 Pf.  
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:  
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.  
Ausgabe für Expediteure:  
„Volksblatt“, Douthstr. 3.

Inserate werden die 4-spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.  
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.  
Inseraten-Nachnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.  
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

No. 13.

Sonnabend, den 28. März 1891.

V. Jahrgang.

**Aus der Woche. — Die Ausichten auf eine Arbeiterschutzeschgebung in Deutschland. — Zur Lage der Landarbeiter in der bayerischen Oberpfalz und im Saarlande. — Die Lage der Arbeiter in Australien. — Arbeitszeit und Arbeitslohn. — Haushaltungsbudget eines Subalternbeamten. — Nothleidende Landwirthe. — Die Kriege der letzten 30 Jahre. — Briefkasten. — Gedicht. — Novelle. — „Caesars Column.“ — Die Lage des Kleinbauern. — Eine kommunistische Kolonie. — Wie man mit 300 Mark auskommen kann.**

**Die Postabonnenten unseres Blattes**  
erinnern wir daran, vor Monatschluß ihr **Abonnement zu erneuern**, da dasselbe von der Post sonst als erloschen betrachtet wird.  
**Postzeitungskatalog Nr. 893.**  
**Preis pro Quartal Mk. 1,50 (bei Selbstabholung), durch Briefträger ins Haus 1,65 Mk.**  
**Die Kreuzbandabonnenten** bitten wir, wenn möglich, vom 1. April an **direkt von der Postanstalt zu beziehen**, da die Expedition sich dadurch bedeutend vereinfacht. Wo Kreuzband weiter gewünscht wird, bitten wir um umgehende Nachricht, sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist und senden daher vom 1. April an nicht weiter.  
**Abonnements nimmt jede Postanstalt an.**  
Neu hinzutretende Abonnenten können das erste Quartal dieses Jahrganges zum Preise von 1,50 Mark nachgeliefert erhalten.

**Aus der Woche.**

Minister von Boetticher erhielt von Wilhelm I. 350 000 Mark geschenkt, damit er die zerrütteten finanziellen Verhältnisse seines Schwiegervaters regeln konnte. Dieser Vorgang giebt nach verschiedenen Richtungen hin zu denken. Das Geld soll nach den Meldungen verschiedener Blätter dem Welfenfonds entnommen worden sein. Dieser Schatz ist aber nicht zur Versorgung von Schwiegervätern angesammelt worden. Für die Verwendung des Welfenfonds wäre in erster Linie der frühere Reichskanzler verantwortlich zu machen. Gerade aber von dieser Seite scheint die Mine gelegt worden zu sein, welche die ganze Geschichte aus Tageslicht brachte. Für den Welfenfonds giebt es nachträglich keine Kontrolle. Wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, werden die Belege alljährlich verbrannt. Warum? Wozu? Aus welcher Ursache? Von anderer Seite wurde behauptet, der Boetticher-Vorschlag stamme aus der kaiserlichen Privatschatulle. Das würde anderweitige Bedenken wachrufen. Ein Monarch kann seinen Generalen z. B. schenken, so viel er will. Der Kaiser von Oesterreich hat so manchen seiner Kriegshauptleute vom Bankrott errettet, manchen auch nicht, z. B. Gablenz, bei dem es sich um ungefähr 50 000 Mark handelte. Ein anderes Gesicht bekommt die Sache, wenn sich ein Minister beschließen läßt, der Minister eines konstituellen Reiches. In dem Augenblick, indem er das Geschenk annimmt, ist er nicht mehr frei, er muß sich beim besten Willen nach einer Richtung gebunden fühlen. Was würde man sagen, wenn ein Minister im Amte, sagen wir, von Seiten der Großindustriellen, ein Geschenk von einer Viertelmillion und darüber annehmen würde? Die Konsequenzen ergeben sich von selbst. Ein Minister, der das zu thun sich gezwungen fühlt, muß gehen, und ein Fonds, dessen Gelder eine andere Verwendung fanden, als die Gründer bestimmten, kann nicht weiterbestehen.

Der neue Kultusminister soll seine Antrittsrede mit einem Bibelzitat begonnen haben. Dann scheint ja der Herausgeber des in Königsberg erscheinenden evangelischen Gemeindeblattes den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er besondere „Lehrergottesdienste“ fordert. Nun, so schnell wird denn das doch nicht gehen. Wenn nicht alles täuscht, leben wir nach einem Jahrzehnt im zwanzigsten Jahrhundert, und dann dürfte doch wohl die Forderung der sozialistischen Partei: Gänzliche Trennung der Schule von der Kirche, Religion ist Privatsache, etwas näher der Verwirklichung sein, als heute im glorreichen Jahre 1891.

Der Streit im konservativen Lager ist zu Gunsten der radikaleren Richtung entschieden. Die Kreuzzeitungspartei hat das Organ der Gemäßigten, „Das deutsche Tageblatt“, um 120 000 Mark angekauft und läßt es vom 1. April eingehen. Später soll es, „so Gott will“, als kleines Blatt wiedererstehen, um die Sozialdemokraten auf dem Lande zu bekämpfen. Na, na, wir fallen schon heute in Ohnmacht. Würde einer der früheren Redakteure oder Inhaber des Blattes etwas über die Verwendung des Welfenfonds mittheilen wollen, die Welt würde ihnen bedenkend dankbarer sein.

Ein Kommission des Pariser Municipalrathes beschloß dem Municipalrath die Vetheiligung an der Kundgebung und die Erklärung des 1. Mai zum Ruhetag für die städtischen Arbeiter und Angestellten anzuempfehlen. Und in Berlin? So „wild“ sind wir noch lange nicht. Schlaft, Kindlein schläft. Euer Vater ist zwar kein Graf, doch sitzt er im Unter- und Oberhaus, die Sozialisten müssen raus! Schlaft, Kindlein schläft.

Jerome Napoleon, genannt Plon-Plon, hat, wie die Spiritisten sagen, von der sichtbaren Sphäre des Erdplaneten Abschied genommen. Unter seinem Vetter Napoleon III. — er galt eine Zeit lang als Thronfolger — spielte er sich „freisinnig“ auf; die Komödie fand früher nur wenig Gläubige, heute ist auch der letzte verschwunden. Die Freisinnigkeit der Thronfolger ist, um mit Bismard zu reden, nur eines der zwei Eisen, welche man in der Politik beständig im Feuer haben muß. Um dieselbe Zeit verabschiedete sich in Oesterreich der General Clam-Gallas. Einer seiner Ahnen mütterlicherseits, der „Heerverderber“ Gallas bereicherte sich für seinen Verrath an Wallenstein mit dessen Gütern; der Nachkomme galt nach 1866 allgemein als Verräther. Sein Lohn wurde auf ein halbes Duzend Millionen Thaler angegebe.

Der Unteroffizier, welcher einem Soldaten in Zittau einen Klumpen Eis auf den Kopf legte, erhielt neun Monate. Sergeant Meyer vom 78. (ostfriesischen) Infanterieregiment wurde wegen Anstiftung der Gehorsamsverweigerung vom Kriegsgericht zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt.

Auch in Oesterreichisch-Polen findet der Sozialismus täglich neue Befenner und Anhänger, sowohl unter den Polen, als auch unter den Ruthenen. Die Dublanter Landwirtschafts-Academie bei Lemberg wurde vor Kurzem wegen sozialistischen Geistes der Hdrerschaft geschlossen. Wenn schon die zukünftigen Verwalter und Gutsinspektoren anfangen, Sozialdemokraten zu werden, wie lange wird dann noch die Herrlichkeit der Agrarier währen?

Stöder ist auf Gastrollen gegangen. In der Schweiz, in der Schweiz, nicht in Tirol scheinen aber die Leute gerade so gottlos und respektlos zu sein wie im Babel an der Spree. Sie piffen den Apostel einfach aus. Wenn der zweite Luther Glück und Ambition besißt, kann er in dieser Richtung bald sein Jubiläum feiern. Beschwören braucht er es nicht. Wir glauben es ihm schon so.

Respekt giebt's überhaupt nicht mehr auf der Welt. Diese bedauerliche Thatsache hat selbst der große Garducci am eigenen Leibe erfahren müssen. Jahrzehnte galt er als eine geistige Leuchte der Bourgeois, als aller-

höchst freisinnig bestand nur der, welcher seine Ode an den Satan kannte. Und jetzt pfeifen ihn seine eigenen Studenten in Bologna aus und bringen ihm eine Razenmusik nach der andern. Das Militär muß ihn schützen und die associazione monarchica sich seiner annehmen. Talmi, dein Ende ist Schäßigkeit.

Die aus der Schnapssteuer resultirende Liebesgabe für die Bismard'sche Brennerei in Barzin beträgt jährlich 40 000 Mark. O welche Lust, Minister wenigstens gewesen zu sein!

Die Weber in Schlesien leiden keine Noth. Der Kommunalarzt Dr. Schubert in Reinerz hat von einer Noth im heurigen Winter nichts bemerkt. Aber was Anderes hat er bemerkt, der Herr Doctor: daß die Weber in den Schnapschänken verkehren — für Champagnerbuden ist wohl das Klima zu rauh — und ganze zwanzig kräftige Weber, das Gewicht derselben hat er leider anzugeben vergessen, welche nicht arbeiten wollen und von Almosen leben, hat er auch bemerkt. Und er thut den Mund auf, der Herr Doctor, und läßt sich vernehmen: „Der aus der zu weitgehenden Wohlthätigkeit erwachsende Schaden werde den augenblicklichen Nutzen überwiegen.“ Punctum. Und Streufand darauf. Und das Alles, weil Einige ein Scherlein von dem, welches andere Leute verdienen, nach Schlesien geschickt. Der Herr Doctor scheint seine Zeit verschlafen zu haben. Unter Bismard hätte er Chefredacteur eines Weltblattes werden können. Wir können das leider nicht mehr ändern. Schenken wir ihn also den Nationalliberalen, vielleicht wird er Großindustrieller. Fort mit Schaden!

Die Jahresberichte der bayerischen Fabrikinspektoren für 1890 bringen einige sehr interessante Thatsachen. In Oberbayern-Schwaben ist die Zahl der jugendlichen Arbeiter von 6,5 pCt. aller Arbeiter auf 7,2 pCt. im Jahre 1890 gestiegen. Seit 1888 sind die männlichen jugendlichen Arbeiter zwar von 69 pCt. auf 63 pCt. aller jugendlichen Beschäftigten gefallen, die jugendlichen Arbeiterinnen aber von 31 pCt. auf 37 pCt. gestiegen. Natürlich! die Arbeiterinnen kommen eben noch billiger. Im Bezirk Mittelfranken-Oberfranken ist die Gesamtzahl jugendlicher Arbeiter um 26 pCt. gestiegen. In einer Fabrik in Oberbayern-Schwaben wurde die Arbeitszeit um eine Stunde verkürzt und die Lichtbeschaffenheit des Arbeitsraumes durch besondere Einrichtungen verbessert. Das Resultat war eine größere Arbeitsleistung bis zu 25 pCt. Was sagen dazu unsere Kapital- und Zionswächter und Gegner einer mäßigen Arbeitszeit? Das scheulichste wird aus Mittelfranken-Oberfranken gemeldet. Dort haben Werkmeister die aufgestellten Lohn- und Akkordsätze den Arbeitern nicht mitgetheilt, die Höhe der Lohnauszahlungen nach Belieben bemessen und hierbei nicht selten Privatgewinne gemacht. Kann nicht anders sein, denn, wie der Bericht sagt, sind Arbeitervertretungen nur in einigen wenigen Fabriken eingeführt.

Das ostfriesische Regiment, bei welchem unlängst ein Hauptmann die Landwehrmänner Döhen nannte, die abwechselnd auf ihrem Torf und Mist säßen, soll nach dem Esch verlegt werden. In Leer hat eine Versammlung von 1000 Ostfriesen gegen die letzte Rede des Kriegsministers — gegen die Ausführungen Debel's gehalten — Protest eingelegt. Sm! Ja?

Am Montag kamen in der Zentralmarkthalle ein Duzend Ribizeier auf den Markt, das Stück wurde mit 4 Mark bezahlt. Ein Mann der sich für ein Ei von der Größe eines Daumengliedes vier Mark leisten kann, was mag der für einen Entbehrungslohn beziehen? Das ist nicht mehr Luxus, nicht mehr Verschwendung, das ist der helle Wahnsinn, das hereinbrechende Ende.

Bei der Märzfeier im Friedrichshain haben die Arbeiter die Schleifen der Kränze durchschneiden und durchlöchern, — damit sie nicht entwendet werden. Wir halten dieses Vorgehen nicht für ganz richtig. Aus menschlichen Gründen mag man es ja erklärlich finden, daß jeder Spender auch seinen Namen auf die Schleife

setzt; es thut ihm wohl, wenn andere aus seiner That ersehen, daß er treu zur Idee steht. Dagegen haben wir nichts. Aber warum den Schleifenschmied verringern dadurch, daß man ihn zertheilt? Zielbewußte Arbeiter achten den Gräberschmied todter Genossen. Feindlicher Böswilligkeit ist aber nicht zu wehren; sie begnügt sich nicht mit der Vernichtung einzelner Theile, sondern geht auf's Ganze. Aus Gründen der Konsequenz würden also auch die Blumen der Kränze geknickt werden müssen. Mit dem Ende der Feier haben im Grunde Kränze und Schleifen ihren Zweck erfüllt. Was verschlägt es, wenn sich ab und zu ein Genosse ein Blatt, eine Blume, eine Schleife als Andenken mit nach Hause nähme? Wir glauben nicht, daß unsere Genossen auf dem Egoisten-Standpunkt des Bürgers verharren wollen: Was ich nicht brauchen kann, darfst du nicht verwenden, was mir Geld gekostet hat, darf dir kein Vergnügen bereiten. Wir wollen den Genossen natürlich nichts vorschreiben, nur ersuchen wollen wir sie, sich die Sache einmal ruhig zu überlegen.

## Die Aussichten auf eine Arbeiterschutzesgesetzgebung in Deutschland.

Tausend Stimmen rufen „Heil!“  
— Unbezahlt zum größten Theil.  
Seine.

Als England seine Arbeiterschutzesgesetzgebung einführt, beherrschte es ohne Konkurrenten den Weltmarkt; der englische Preis der Waaren war der Weltpreis.

Jetzt ist die Sache anders geworden, jetzt besteht eine wüthende Konkurrenz unter den Ländern; und wenn deshalb jetzt ein Land einseitig mit einer Arbeiterschutzesgesetzgebung — einer wirklichen, die den Namen verdient und vor allem den Normalarbeitstag mit einbegreift — vorgehen wollte, so würde es auf dem Weltmarkt empfindlichen Schaden leiden.

Allerdings hat bis jetzt jeder Arbeiterschutzes die Folge gehabt, daß die Arbeiter durch ihn leistungsfähiger wurden, und die Verkürzung der Arbeitszeit hat bewirkt, daß die Arbeit intensiver wurde, so daß in ein paar Jahren mit derselben Zahl Arbeiter dasselbe Produkt quantum geschaffen wurde. Allein ein paar Jahre waren doch immer nöthig zum Einholen; sofort zeigen sich nicht die Segnungen des Schutzes für den abgehetzten Körper des Arbeiters; sofort sind die neuen Maschinen nicht erfunden, konstruirt, hergestellt und namentlich eingestellt. Und diese paar Jahre würden schon genügen, um der Industrie des betreffenden Landes ihre hauptsächlichsten Absatzquellen zu verschließen. Man kam daher auf die Idee einer internationalen Arbeiterschutzesgesetzgebung; allein so einfach, wie etwa eine Neblaunskonvention läßt sich so Etwas doch nicht machen, und man sieht ja auch, daß für das Erste das Projekt vollständig zu Wasser geworden ist; wollen wir aber so lange warten, bis es sich durchführen läßt, so können wir auch gleich lieber warten, bis wir den sozialen Staat einführen können, denn das dauert nicht so lange.

Es kommt dazu, daß auf unserer Industrie, d. h. auf unserem Unternehmertum schon außerdem ein furchtbarer Druck lastet: die enormen Steuern, welche zu unproduktiven Zwecken verwendet werden, und die Geschenke an die Agrarier, welche in ein paar Jahren, wie wir in voriger Nummer zeigten, sich auf die Höhe von einer Milliarde aufgeschwemmt haben. Allerdings ist es zum größten Theil gelungen, diese Lasten auf den Arbeiter zu wälzen, indem man es ihm unmöglich machte, ein den erhöhten Unterhaltskosten entsprechend erhöhtes Lohn zu erlangen; wobei aber die Industrie indirekt gleichfalls geschädigt wird; denn wenn der Arbeiter für Brot und Fleisch mehr ausgeben muß, so kann er für Industrieprodukte (Kleidung u. s. w.) weniger ausgeben, der Inlandmarkt wird schlechter und die Waaren des Unternehmers bleiben unverkauft liegen. Ein anderer Theil der Steuern und Agrariergeschenke wurde aber durch Streiks und Lohnerhöhungen auf die industriellen Unternehmer abgewälzt, wodurch sich die Produktionskosten der Waare höher stellten. So hat schon hier das deutsche Unternehmertum schwer zu schleppen, wenn es auch nur mit dem englischen konkurriren will, geschweige denn mit dem der neuen Welt. Und daß der deutsche Unternehmer trotzdem noch konkurrenzfähig bleibt, ist nur dadurch möglich, daß ihm eine Arbeiterschaft zur Verfügung steht, welche von einer Bedürfnislosigkeit sondergleichen ist, und die er bei dem denkbar geringsten Lohn auf's denkbar kräftigste ausquetschen kann. Freilich ist das „Raubbau“, selbst vom Standpunkt der Kapitalisten aus; denn durch die Behandlung wird natürlich die deutsche Arbeiterklasse immer elender und starrer und kann immer weniger mit den besser genährten und weniger ausgezogenen amerikanischen Arbeitern konkurriren; wie ja schon jetzt der deutsche Arbeiter in seinem langen Arbeitstage weniger leisten kann, wie der amerikanische in seinem kurzen; freilich würde selbst der Unternehmer schließlich seine Rechnung bei einer guten Arbeiterschutzesgesetzgebung finden, die ihm einen kräftigen und gesunden Arbeiterschlag lieferte. Aber die paar Jahre, die es dauerte bis diese Vortheile für ihn eintreten, würden doch genügen, um ihm sein Absatzgebiet abzuschneiden.

Man sieht also, welchen Werth eine Arbeiterschutzesgesetzgebung haben kann, welche zu ihrer Durchführung das „Ja“ der Unternehmer gebraucht. Sie wird ewig Zukunftsmusik bleiben. Und da mag die Regierung noch so lieb gegen die Arbeiter sein und mag noch so viele Professoren der Nationalökonomie mit unmaßgeblichen

Gutachten anhören, und man mag noch so viel reden und schreiben — das nützt alles nichts; der bedrohte Profit hat Nervenkräfte, er wirft Liebe, Professoren, Reichthum, Journalisten — alles über den Haufen.

Schon in England war es damals keine Kleinigkeit, die Arbeiterschutzesgesetzgebung durchzubringen; das war nur möglich, weil sich der Großgrundbesitz auf die Seite der Arbeiter schlug und ihre „berechtigten Forderungen“ vertrat, aus Motiven des Bauernfanges und der Chitane. Der Druck der Arbeiter allein hätte das nicht vermocht.

Bei uns sind aber Aristokratie und Bourgeoisie ein Herz und eine Seele; sie meinen, daß es eine verwerfliche Politik ist, wenn man sagen würde, wie die damaligen Engländer unter einander sagten: „Hau' Du meinen Juden, hau' ich Deinen Juden; als gute Christen, wenn auch manche Juden unter ihnen sind, scheeren sie Jeder sein Schäfchen in Einigkeit und Liebe; in den Armen liegen sich Beide und haben einander so lieb.“

Aber leben wir nicht in einem christlich-germanischen Staat, in einer starken Monarchie, sind wir denn in dem materialistisch-romanischen Frankreich, wo allerdings die Bourgeoisie regiert?

Allerdings — und Unserer merkt es ja am leichtesten — wir haben eine starke Staatsmacht, die nur zu wollen und zu befehlen braucht. Aber sie steht doch nicht in der Luft, wurzelt auch nicht im christlich-respektive mosaisch-germanischen Gemüth; sondern, daß die Leute zu ihr sagen: Wie Du willst, so geschichts, das sagen sie bloß, weil sie merkwürdiger Weise immer so will, wie sie wollen. Es geht der Staatsmacht mit der Bourgeoisie, wie jenem Ehemann mit seiner Frau: sie that immer, was er wollte, weil er merkwürdiger Weise immer wollte, was sie wollte. Man nennt das ein Pantoffelverhältnis.

Nun, wir haben ja gesehen, die Staatsmacht hatte die Tiefe dieses Verhältnisses nicht verstanden und hatte geglaubt, sie hätte wirklich die Hosen an; und ach, wie hat sie den Pantoffel fühlen müssen!

Und da kann man sich nun über den „eisernen Kanzler“ wundern, er kannte doch seine Pappenheimer; er wußte doch, was zu thun wäre; konnte er nicht mit vergnügtem Lächeln den Ehelouffst abwarten? Das war wenig verständlich von ihm, daß er die Sache so ernst nahm, und wenig diplomatisch, daß er dieser Meinung Ausdruck gab, und so wurde aus dem „eisernen alten Kanzler“ der „alteiserne Kanzler“, und aus dem „Kloß des Jahrhunderts“ ein Herzog von Lauenburg oder Gerolstein.

Nein, wenn man es in einer solchen Ehe zu Etwas bringen will, so muß man sich einfach scheiden lassen, und eine Andere heirathen. Und warum nicht? Wäre es denn nicht die wunderschönste Lösung von der Welt, wenn man die Sozialdemokratie regierungsfähig machte? Aneh' io son marinaro; auch wir können Escarpins tragen, und wir haben vielleicht noch bessere Waden wie andere Leute.

## Zur Lage der Landarbeiter in der bayerischen Oberpfalz und im Egerlande.

N. K. Der Strich Landes, um den es sich hier handelt, wird durch die bayrisch-österreichische Grenze in zwei Theile getheilt, das Gebiet aber ist ein ganz gleichartiges. Die Bewohner sind eines Stammes, Franken, sprechen mit ganz geringen Abweichungen dieselbe Mundart, leben in ganz gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen. Es ist ein reines Bauermland, große Güter sind selten, die Landzerstückelung hat noch nicht Platz gegriffen. Alle Bewohner sind, mit verschwindenden Ausnahmen, katholisch, die Oberpfalz selbst zählt zu den schwärzesten Winkeln Deutschlands.

Wenigstens ein Drittel eines jeden Dorfes bilden die Höfe, ein zweites Drittel die zu diesen gehörigen Tagelöhnerhäuser, der Rest wird von den Wirthshäusern, der Schule und den Häusern der Handwerker gebildet. Ist das Dorf kleinern Umfangs, so fehlt die letzte Kategorie von Hausbesitzern. Der Umfang der Höfe ist nicht gleich, gewöhnlich unterscheidet man drei Arten: den ganzen, den halben und den Viertelhof. Zu einem ganzen Hof gehören wenigstens 160 Strich Grund und Boden, Wiesen und Ackerland; der Besitzer hält in der Regel außer Röhren und Kleinvieh acht Paar Jugoche, mit welchen er seine Felder bestellt. Pferde sind selten. Auf einem ganzen Hof arbeiten unter normalen Verhältnissen sechs Diensthöten: ein Großknecht, ein kleiner Knecht, ein Ochsenbub, eine Großmagd, eine kleine Magd, ein Kühmädel. Der Besitzer legt in den seltensten Fällen mit Hand an, höchstens zur Zeit der Ernte, wenn das Wetter nicht gerade günstig ist. Der Besitzer eines halben Hofes beschäftigt für gewöhnlich nur einen Knecht und eine Magd, der Kleinsbauer arbeitet außer der Erntezeit mit seinem Weibe allein, höchstens daß er einen etwas älteren Hütubden einstellt; dieser muß aber dieselben Arbeiten verrichten wie ein Erwachsener. Die Folge davon ist, daß es in der ganzen Gegend sehr viele Knechte mit krummen linken Beinen, sogenannten halben x-Beinen giebt. Das rührt besonders vom in früher Morgenstunde geleisteten Grassmähen her, wenn Thau oder Reif noch auf den Halmen liegt. Reifes Getreide schneiden ist viel weniger anstrengend.

Zu jedem größeren halben und zu jedem ganzen Hofe gehört ein Tagelöhnerhäuschen. Es ist in den meisten Fällen mit Stroh gedeckt, besitzt eine einzige Stube, ist sehr selten gedeckt, mit einem Lehmstrich versehen oder zur Hälfte mit gebrannten Ziegeln gepflastert. Die Stube

besitzt zwei kleine Fenster, von welchen das eine in der Stirnseite sitzt, das andere nach der kleinen Dungstätte schaut. Die Decke besteht aus blanken Brettern, welche jedes halbe oder ganze Jahr einmal gewaschen werden. In dieser Hütte wohnt der Tagelöhner mit seinem Weibe und seinen Kindern. Er besitzt höchst selten mehr wie eine Bettstelle, die Kinder schlafen Sommer wie Winter auf dem Boden unterm Dach. In das Häuschen hinein gebaut ist ein Schweinestall und ein kleiner Schuppen. Der Tagelöhner arbeitet das ganze Jahr bei seinem Bauer und bezieht dafür den Lohn eines Großknechtes. Seine Frau verrichtet die Arbeit einer Großmagd, wenn sie noch jung und rüstig ist, aber den Lohn einer solchen erhält sie nie. Ihre Arbeit wird in der Regel mit etwas ganz Anderem bezahlt. Der Bauer weist seinem Tagelöhner so und so viele Beete (gewöhnlich 20—25 für Kartoffel und ebensoviel für Brottreide) zur Saat fertiggestelltes Ackerland an, erlaubt ihm ein Schwein oder eine Ziege, drei Gänse und einige Hühner zu halten. Dung und Saatgetreide muß der Tagelöhner beistellen. Ersterer ist natürlich immer schlecht, das Feld, welches der Bauer anweist, gehört auch nicht zu den besten seiner Flur, und so kann jeder Sachverständige ganz genau unterscheiden, wo die Kartoffeln des Bauern und wo die des Tagelöhners stehen. Einige Bauern, welche wenig Wiesenland, in Folge dessen einen geringen Viehstand besitzen, erlauben einzelnen Häuslern, Mist auf ihre Felder zu führen. Dafür und für eine bestimmte Anzahl geleisteter Arbeitstage erhalten sie dann das Recht, bis zu fünfzehn Beete, jedes 25 Schritte lang, mit Kartoffeln zu bepflanzen. Steden und graben müssen sie dieselben natürlich selbst, wie der Tagelöhner. Die Leute sagen darin, sie haben in diesem Jahre so und so viel Beete „Raubmist“.

Der Tagelöhner erhält manchmal vom Bauern auch die Kost, gewöhnlich aber nur das Frühstück- und Nachmittagsbrot. Für die Kinder muß seine Frau unter allen Umständen jeden Tag selbst kochen.

In jedem Dorfe giebt es zwei, drei und auch mehr Familien, welche ein eigenes Häuschen, aber kein Ackerland besitzen. Sie betreiben kein Handwerk, aber Mann und Frau gehen das ganze Jahr zu den Bauern in die Arbeit, wenn man sie braucht. Oft kommt es auch vor, daß sich der Mann nach einem anderen Dorfe als Knecht verdingt. Er kommt dann alle vierzehn Tage oder alle vier Wochen einmal nach Hause. Diese Leute werden meistens nur von Kleinbauern beschäftigt, für einzelne Tage, vom Pfarrer, vom Lehrer. Sie stehen im Tagelohn. Der Mann erhält im Winter 60—80 Pfg. und die Kost für den Tag, die Frau 50—60 Pfg. Im Sommer, an einigen Erntetagen, erhält der freie Tagelöhner als Schmitter bis zu zwei Mark und Nachmittags einen Trunk Bier und Brot.

Der Lohn der eigentlichen Diensthöten ist ein ziemlich feststehender. Ein Großknecht erhält jährlich 140 bis 150 Mark, ein kleiner Knecht 60—80 Mark, ein Ochsenbub 35—40 Mark; eine Großmagd 100—120 M., eine kleine Magd 50—70 Mark, ein Kühmädel 35 Mark. Der Großknecht und die Großmagd erhalten außerdem noch Leinwand für zwei Hemden und zwei blaue Schürzen, die Anderen je zwei Hemden und eine Schürze. Bis vor einigen Jahren erhielt die Großmagd statt der Leinwand ein Beet Flachs; seit dem Niedergange des Flachsbaus hat dieses aufgehört. Jeder Diensthöte bekommt ferner für das ganze Jahr zwei Stück Hausseife.

Die Kost ist durchgehends schlecht. Das Hauptnahrungsmittel besteht in Brot. Der Bauer giebt das Getreide zur Mühle. Zu zwei Dritteln Roggen kommt ein Drittel „Gemengtes“, welches wieder je zur Hälfte aus Gerste und Hafer besteht. Das Brot bäckt die Bäuerin. Es hängt zwar in jeder Stube eine Scheibe geweihten Salzes, das im Sommer von den Fliegen ganz schwarz gefärbt wird, und von welchem einige Körner zu dem Teig gegeben werden; aber das Brot ist nur in den seltensten Fällen genießbar. Es ist weder durchgehends noch durchgehends, die obere Rinde steht einige Zentimeter ab, der „Spind“ oder „Schliff“ ist bis zu zwei Finger breit. Zum Frühstück giebt Wasseruppe oder Suppe von Magermilch, wohl auch Pellkartoffeln mit Salz. Um zehn Uhr Brot. Mittags wieder Suppe und Ändel, gebadene oder gekochte, aus Kartoffeln, gekochten oder roh verriebenen, oder solche aus grobem Mehl; um vier Uhr Nachmittags Brot, im Sommer mit Magerkäse, „Quark“, selten mit Butter; am Abend Suppe und Kartoffeln, im Sommer geringe Milch, mit und ohne Kartoffeln. Fleisch giebt es, mit Ausnahme der Erntezeit, nur an Sonn- und Festtagen. Aber es ist im Winter, Frühlings, bis in den Sommer hinein kein frisches, sondern Anfangs Pökel-, dann geräucherter Fleisch. Der Bauer schlachtet in jedem Herbst ein bis zwei Schweine, ist aber so sparsam beim Austheilen, so gleichgiltig, indolent und silzig beim Einmalen und Räuchern, daß das Fleisch schon in kurzer Zeit verdorben ist und es nur derjenige hinter die Zähne bringt, welcher keine Spur mehr von Geruch besitzt. Im Dieren ist das Räucherfleisch entweder hart wie Holz und schmeckt wie Stroh, oder es ist nicht mehr schwarz, sondern weißgrau, schmierig und schleimig, die Bäuerin muß sich beim Kochen die Nase zuhalten und die Suppe wegschütten.

Das Erdgeschloß eines Bauernhauses nimmt zu zwei Dritteln der Ochsenstall ein, im anderen Drittel ist die Gesindestube, in welcher gekocht und gegessen wird, und die Stube des Bauern untergebracht. Ueber dem Ochsenstall ist ein tanzsaalähnlicher Raum, und hier schlafen rechts vom Eingange die Knechte, links die Mägde. Bei jedem Bett steht der Koffer, die „Lade“. Die Folgen die-

fer Schlafweise in einem gemeinsamen Raum sind natürlich immer dieselben; schwangere Mägde jedes Jahr, daß sich der Bauer die Haare rauft und über die Verderbniß der heutigen Welt flucht. Natürlich nur, weil der Diensthote in diesem Zustande weniger leistungsfähig ist. Andererseits folgen aus diesem Umstande und der überall herrschenden Unreinlichkeit die verschiedensten und ekelhaftesten Krankheiten. Gerichts- und Distriktsärzte erzählen, daß ganze Dörfer angesteckt sind. Es ist ergötzlich, wenn man diese Verhältnisse kennt, Merikale Zeloten oder für die Wirklichkeit blindgeborene Idealisten über die Verkommenheit der Bevölkerung großer Städte donnern zu hören. Der Bauer sieht recht gut ein, daß er ein Schweinepelz ist, aber er ist zu indolent und zu geizig, um eine Aenderung herbeizuführen; der Diensthote ist auch hier hilflos und so trösteten sich beide mit dem Sprichwort: „Ein schlechter Bauer, der nicht jährlich einen Foltner Dred frisst.“

Bettstelle und Bettwäsche gehört dem Bauer; letztere wird alle halbe Jahr einmal gewechselt. Wird ein Diensthote krank, so wird ihm erst geglaubt, wenn er zusammenbricht. Sieht man, daß ihm der Tod auf der Zunge sitzt, dann läßt man den Kranken und ein Oberbett auf einen offenen Wagen und fährt ihn bei Hitze und Kälte zwei bis drei Stunden weit zum nächsten Spital.

Jedes Dorf besitzt ein Hinterhäuschen; man kennt es gleich heraus, es ist das häßlichste von allen. Darin haust der Mann, welcher alle Schweine des Dorfes auf die Weide treibt und betreut. Es gehört Protection dazu, einen solchen Ehrenposten zu bekommen; gewöhnlich ist es der Bürgermeister, welcher seinen alten, arbeitsunfähigen Tagelöhner auf diese Weise versorgt. Das Hirtenhaus ist aber zugleich auch das allgemeine Versorgungshaus. Dahin wandern alle die Unglücklichen, welche dem Dorfe, der Gemeinde „zur Last fallen“ und welche man „versorgen“ muß, weil sie heimathsberechtigt sind. Die Armenunterstützung ist natürlich so wie überall im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte. Ein Stück trockenes, hartes Brot giebt der Bauer noch, wenn es schon sein muß, aber Geld nimmermehr. Vor drei Jahren zahlte ein reiches Dorf, in welchem sich acht Großbauern befinden, für das ganze Jahr an Armengeld insgesamt 10 Mark.

Aber ihren Glauben, ihren christkatholischen Glauben halten diese Bauern schon noch. Sie gehen alle Jahre zur Beichte — wehe dem, der keinen Beichtzettel aufweisen kann — schicken dem Herrn Pfarrer alljährlich seine „Schlachtschäffel“, zahlen Stola und Sporteln, wie sich's gebührt. Dafür donnert seine Hochwürden auch ganz tapfer gegen die Ueberhebung und Unerfälllichkeit der Arbeiter und droht den unbotmäßigen Knechten und Mägden mit Hölle und Fegefeuer. Die schärfste Zunge in dieser Richtung besitzt der Verwalter und Beichtvater eines durch seine höhere Töchterchule „weiberühmten“ Nonnenklosters, der trotz des Jesuitengehezes noch niemals eine Anfechtung erlebt hat. Das Kloster besitzt auch ein Bräuhaus, und der Herr Vater predigte fast jeden Sonntag wüthend gegen jede Art von Tanzunterhaltungen. Da kam einmal ein Wirth, der das Bier vom Kloster nahm, zum Verwalter und sagte: „Herr Beichtvater, Sie müssen das Bier zurücknehmen, es ist sauer.“

„Ist's denn gar so arg?“  
„Leider, der reine Eßig!“  
„Hm!“ meinte der Beichtvater. „Wissen's was, richten's a Heins Tanzl (Tänzchen) an, dann geht's schon fort.“

Der Wirth, ein gläubiger Mann, war über diese Antwort des Hochwürden ganz starr und stotterte: „Aber, Herr Beichtvater, Sie predigen ja allweil, der Tanzplatz sei ein Vogelherd des Teufels!“

Da lachte der Geistliche mit dem ganzen Gesicht und sprach: „Schon recht; gesagt, gesagt muß etwas werden.“

## Die Lage der Arbeiter in Australien.

Nach einem Artikel der „Monatsschrift für christl. Sozialreform.“

Nicht leicht kann man sich bei uns eine Vorstellung darüber machen, welchen Machtfaktor der Arbeiter in Australien bildet und wie sich sein standard of life emporgeschwungen hat. Die australischen Kolonien gehen dabei noch bedeutend über die Ver. Staaten von Amerika hinaus. Ich will das durch einzelne Daten belegen. Nach einer in dem Melbourne „Argus“ reproduzierten Regierungsstatistik konsumirt in Australien eine Person jährlich 276 Pfund Fleisch, während in den Vereinigten Staaten per Kopf 120 Pfund entfällt, in Großbritannien 105 Pfund, und in Rußland 48 Pfund. Eine bedienstete Person in Australien, Tasmanien und Neuseeland ist nicht zufrieden, falls sie nicht dreimal des Tages Fleisch bekommt und zwar à discretion. Nach einer Korrespondenz der „Times“ vom 5. Mai v. J. verdient in Melbourne ein Maurer leicht über 60 s. per Woche und das ist noch weniger als vor zwei Jahren, wo es einen großen „boom“ in dem Baugewerbe gab und das Tausend Ziegelsteine 60—70 s. gegen die jetzigen 33—34 s. kostete. Als es sich um einen Ausstand im Schuhgewerbe handelte, erklärte sich ein Arbeiter dagegen aus dem Grunde, weil er 3 Pstr. wöchentlich verdiene. In den Werken von Melbourne verdienten die Arbeiter bei 60 Stunden Arbeit die Woche 45 s. Aushilfsarbeiter erhielten 1 s. per Stunde während der ersten 8 Stunden und 1 s. 6 d. für Ueberzeit, bei Nacht 1 s. 3 d. und 1 s. 9 d.

Da dauernde Beschäftigung unter dem Aushilfsstarife mehr eingetragen hätte, als unter dem „regelmäßigen“ Sage,

waren die Arbeiter bestrebt, ersteren Beschäftigungsmodus durchzusetzen, wobei sie von den Unions unterstützt wurden, deren Einfluß auf provisorisch angestellte Arbeiter begreiflicher Weise größer ist, als über dauernd engagierte Kräfte. Als weitere Illustration diene die Forderung derselben Werks-Arbeiter: man möge ihnen bei voller Bezahlung der 8 Stunden 1/2 Stunde zum Rauchen freigeben, bei Ueberzeit sogar 3/4 Stunden.

Nirgends auf dem Erdboden ist das Achtstundenprinzip seiner allgemeinen und vollen Verwirklichung so nahe gerückt, wie in Australien. So ist der achtstündige Arbeitstag ein Gewohnheitsrecht in Neuseeland, wiewohl sich die settlers einer gesetzlichen Erledigung dieser Angelegenheit entgegenstellen. Nirgends ist die Arbeitszeit eine so kurze, wie in den australischen Kolonien und der Achtstundentag zumeist praktisch geltend. In Süd-Australien wurde der Achtstundentag mit der Mehrheit einer Stimme in zweiter Lesung angenommen; in Queensland wurde ein derartiges Gesetz nur durch den Widerstand der Oberkammer vereitelt. In Victoria ist es gesetzlich festgestellt, daß die Regierung ihre Arbeiter nicht länger als acht Stunden arbeiten lassen darf. In den übrigen Kolonien ist es üblich, in manchen Fällen, die die Ausführung von öffentlichen Arbeiten durch die Regierung betreffen, ausdrücklich festzusetzen, daß die Arbeitszeit acht Stunden nicht zu übersteigen hat. Doch sind diese Klauseln überflüssig, da faktisch nicht länger gearbeitet wird.

Und als neuestes Beispiel haben wir die Mines Regulation Bill von Neu-Süd-Wales, die von der Regierung ausgehend am 2. Oktober v. J., also noch während des Strikes, jedoch schon zur Zeit, wo dessen Zusammenbruch ersichtlich war, unter allgemeiner Zustimmung perficirt wurde. Jeder Kohlenbergmann, der länger als 8 Stunden innerhalb 25 Stunden die ersten fünf Tage der Woche, oder 6 respektive 7 Stunden jeden zweiten Sonntag arbeitet, verstößt gegen das Gesetz, wofür der ihn beschäftigende Direktor verantwortlich ist. — Der gesetzliche Schutz, der dem australischen Arbeiter zukommt, erstreckt sich noch weiter. Der Arbeiter von Australien wird gegen ungebührliche Konkurrenz jeder Art geschützt. Mit kleinen Ausnahmen, betreffend die Dienstmädchen, giebt es keine vom Staate unterstützte Einwanderung in Australien. Und in welcher Weise man den Kuli ferne zu halten sucht, häufig selbst mit Verletzung der Verfassung und der Grundgesetze, ist zu bekannt, als daß hier darauf hingewiesen zu werden brauchte. Was die weitgehendste Anerkennung der Arbeiterorganisationen anbelangt — darauf hinzuweisen wäre bei den freiheitlichen Institutionen, die sich jene jungen Völker gegeben haben, ebenso überflüssig.

Das alles ist übrigens selbstverständlich, wenn man die große politische Macht erwägt welche die Arbeiterschaft in den verschiedenen Kolonien darstellt. Der vom Lohn lebende Theil der Bevölkerung ist sehr zahlreich, und bei dem politischen Charakter der Kolonien, bei dem konsequent durchgeführten self government derselben, stellt das Wahlrecht der arbeitenden Klassen, die dabei stramm organisiert sind, eine Achtung gebietende Macht dar, zwingt Politiker und Regierung den Wünschen des Arbeiterstandes Gehör zu geben.

Aus diesen Gründen nimmt die soziale Gesetzgebung der verschiedenen australischen Kolonien einen ganz eigenartigen Charakter an; namentlich im Vergleich zu England, dem Mutterlande des modernen Individualismus. So manche sozialpolitische Maßregel, an deren Ausführungen im Mutterlande wegen doktrinären Widerstandes nicht gedacht werden kann, wird in Australien ohne besonderes Aufsehen versucht. Die Kolonien bilden mithin eine großartige Versuchssituation für das vereinigte Königreich, in politischer, wirtschaftlicher und sozialpolitischer Beziehung; Australien, Neuseeland und Tasmanien zeichnen England die nächsten, unausbleiblichen Stappen des sozialen Entwicklungsganges vor; in der australischen Gegenwart hat England seine nächste Zukunft zu suchen — gerade wie das Feiland Europa sein Zukunftsbild in dem England der Gegenwart findet.

Aber nicht nur mit Bezug auf die Arbeitergesetzgebung weichen die Kolonien vom Mutterlande ab, sondern auch in der Richtung des positiven Staatssozialismus. Während in England auch vorgeschrittene Nationalökonomien sich mit dem Gedanken von staatlichen Eisenbahnen nicht vertraut machen können, besitzen in Australien die Regierungen sämtliche Eisenbahnen, so manche Verstehten, und in Sidney sogar die Tramway mit 1000 Bediensteten. Diese alle haben das Stimmrecht und vermögen einen Druck auf ihre parlamentarischen Vertreter auszuüben. Das Eisenbahngewerbe wächst mit jedem Jahre riesig an und die in Gewerksvereinen organisierten Bediensteten verstehen es, fortwährend ihren Lebensstand zu heben und zu verbessern.

Und so kommt es, daß wir — um mit dem Sidney-Korrespondenten der „Times“ vom 16. August zu sprechen — es mit folgender Thatsache zu thun haben: „daß der öffentliche Dienst der bestbezahlte und zugleich fast der einzige Dienst mit fester Beschäftigung ist; die Bediensteten sind in einer Trades-Union und werden von allen übrigen Gewerksvereinen in ihrem Bestreben, ihre Lage zu verbessern, unterstützt.“

Auf letzteren Punkt werden wir noch weiter unten zu sprechen kommen: hier betonen wir die hohe Bedeutung, welche dieser Eigenschaft des Staates als musterhafter Arbeitgeber zukommt. Es ist begreiflich, daß der Zudrang zu dem festen, achtstündigen und wohlbezahlten Staatsdienste ein starker sein muß; so wurden nach

derselben Korrespondenz bei der Vergebung von 600 offenen Stellen nicht weniger als 11 000 Gesuche eingereicht. Da nun nicht im entferntesten sämtliche Bewerber in Staatsdienste untergebracht werden können, ist es leicht denkbar, daß von Seiten der übrigen ein fortwährender Druck ausgeübt wird in der Richtung, daß der Staat möglichst viel als Unternehmer und mithin als Arbeitgeber auftritt. So wurde auch auf einem Meeting in Sydney beschlossen, mit allen möglichen Mitteln die Ausdehnung der staatlichen Unternehmerschaft zu unterstützen. Das ist allerdings der einfachste Weg zum vollkommenen Staatssozialismus. Durch diese immer mehr sich ausbreitende und erstarrende Konkurrenz des Staates aber werden die übrigen, privaten Unternehmer immer mehr gezwungen, den Wünschen ihrer Arbeiterschaft Rechnung zu tragen. — Denn es handelt sich in letzter Reihe um nichts mehr und um nichts weniger, als darum: ob der Staat (und eventuell auch noch die Kommune) die gesammte wirtschaftliche Unternehmerschaft monopolisiren, oder ob er noch private Unternehmer dulden solle. Bei rasch fortschreitendem Nationalisationsprozesse aber bleibt der privaten Unternehmung nichts anderes übrig, als nicht nur in Bezug auf private Kapitalbildung, sondern auch in Betreff der Beherrschung des Arbeitsmarktes durch Gewährung wo möglich günstiger Arbeitsbedingungen mit dem Staate gleichen Schritt zu halten, ja ihn thunlichst zu übertrumpfen.

Zur Vollenbung des Bildes der Lage der australischen Arbeiterschaft fehlt uns noch ein wichtiger Zug, nämlich die berufliche Organisation der Arbeiterschaft hat wohl in Australien den höchsten Aufschwung genommen. Um wiederum die bereits zitierte Korrespondenz anzuziehen, giebt es nirgends auf der Welt, im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung, so viel Tradesunionisten wie in den australischen Kolonien und diese Gewerksvereine sind überall einem Trades and Labour-Council affiliirt, welcher letztere wieder mit den entsprechenden Assoziationen in den übrigen Kolonien verbunden ist. Gerath ein Arbeitgeber in Konflikt mit einem Bediensteten, so hat er mit sämtlichen Unionisten zu kämpfen. Jene werden von sämtlichen anderen Gewerksvereinen der Kolonien und von der gesammten föderirten Arbeit aller übrigen Kolonien gestützt. „Die Arbeit ist Herrscherin; jeder Arbeitgeber weiß es“. Sind die Wollschereer in Meinungsverschiedenheit mit einem Squatter, so kann der Verkehr auf sämtlichen Eisenbahnen, in sämtlichen Docks und der ganzen Handelsmarine eingestellt, der gesammte Handel paralysirt werden. Unser einziger Schutz gegen ein solches Unglück ist die Weisheit und Bedächtigkeit der Unionführer. Man machte in Südastralien einen einzigen Versuch, der Arbeiterschaft sich zu widersetzen — und in 24 Stunden mußten die Bahnen nachgeben. „Unser sozialer Zustand in Bezug auf die Macht der Arbeitnehmer ist ein solcher, wie ihn die Welt bisher nicht gesehen hat, und jene englischen Politiker, die wissen möchten, wohin es die Entwicklung der Gewerksvereine bringen dürfte, können sehr viel durch das Studium der Lage von Australien lernen.“

Mit Recht hebt unser Gewährsmann den Umstand hervor, daß auch die im Staatsdienste stehenden Arbeiter eine Union bilden, ja daß deren Gewerksvereine besonders von den übrigen Arbeitervereinigungen unterstützt werden. Die Thatsache selbst, daß Staatsbedienstete eine Union bilden, befremdet unseren Korrespondenten nicht; heimische Verhältnisse haben ihn mit derselben ganz vertraut gemacht. Uns scappirt die Sache allerdings, und auch in England will die Regierung die gewerksvereinschaftlichen Organisationen ihrer Arbeitnehmer nicht anerkennen und sucht dieselben zu vernichten. In Australien hat man in dieser Beziehung offenbar einen ganz anderen, direkt entgegengesetzten Weg eingeschlagen: gerade in der strammen Organisation der Staatsbediensteten, deren Lage innerhalb der ganzen Arbeiterschaft die günstigste ist, erblickt man den wirkfamsten Hebel zur Lösung der Arbeiterfrage.

## Arbeitszeit und Arbeitslohn.

Als kleinen Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, daß kurze Arbeitszeit hohen Lohn bedeutet, lassen wir hier aus der Statistik des Tischlergewerbes pro 1889 eine kleine Zusammenstellung folgen, und geben der Uebersicht wegen auch gleich die Zahl der Arbeiter an, welche unter jeder dieser Abstufungen stehen:

Zahl der Arbeiter	Zahl der Stunden pro Woche	Durchschnittszahl der Wochenstunden	Lohn pro Stunde	Lohn pro Woche
7647	bis 67 Std.	56,69	38,2	21,66
12822	67—80 Std.	58,84	33,0	19,42
4342	80—83	62,48	28,8	17,98
8545	83—86	65,97	26,0	17,15
707	86—72	69,56	25,6	17,86
78	78	78,—	20,0	15,60

Wir sehen, wie hier der Stundenlohn sinkt mit dem Steigen der Arbeitszeit; aber nicht allein der Stundenlohn sinkt, sondern auch der Wochen- und mit ihm der Jahresverdienst. Nur bei einem einzigen Posten wird die Reihenfolge in Bezug auf Wochenlohn in entgegengesetztem Sinne unterbrochen. Die einheitsvollen Arbeiter kennen denn auch den verdoppelten Werth der kurzen Arbeitszeit. Sie wissen, daß dieselbe den Arbeiter auf eine höhere Kulturstufe hebt, weil sie ihn Gelegenheit und Zeit läßt, sich weiter zu bilden und, daß sie den Lohn erhöht.



## Der Philanthrop.

Das waren zwei liebe Geschwister,  
Die Schwester war arm, der Bruder war reich;  
Zum Reichen sprach die Arme:  
„Gieb mir ein Stückchen Brot“.

Zur Armen sprach der Reiche:  
„Laß mich nur heut in Ruh,  
Heut geb' ich mein jährliches Gastmahl  
Den Herren vom großen Rath.“

„Der Eine liebt Schildkrötensuppe,  
Der Andere Ananas,  
Der dritte ißt gerne Fasanen  
Mit Trüffel von Perigord.“

„Der vierte speißt nur Seefisch,  
Der fünfte verzehet auch Lachs,  
Der sechste, der frißt alles,  
Und trinkt noch mehr dazu“.

Die arme, arme Schwester  
Ging hungrig wieder nach Haus;  
Sie warf sich auf den Strohsack  
Und seufzte tief und starr.

Wir müssen alle sterben!  
Des Todes Senze trifft  
Am End' den reichen Bruder  
Wie er die Schwester traf.

Und als der reiche Bruder  
Sein Stündlein kommen sah,  
Da schick' er zum Notare  
Und machte sein Testament.

Beträchtliche Legate  
Besam die Gelehrtheit,  
Die Schulanstalten, das große  
Museum für Zoologie.

Mit edlen Summen bedachte  
Der große Testator zumal  
Die Judenbegrabungs-Gesellschaft  
Und das Taubstummen-Institut.

Er schenkte eine Glocke  
Dem neuen Sankt-Stephansthor;  
Die wiegt fünf hundert Zentner  
Und ist vom besten Metall.

Das ist eine große Glocke  
Und läutet spät und früh;  
Sie läutet zum Tod und Ruhme  
Des unvergeßlichen Manns.

Sie meldet mit eherner Zunge,  
Wie viel er Gutes gethan  
Der Stadt und seinen Mitbürgern  
Von jeglicher Konfession.

Du großer Wohlthäter der Menschheit,  
Wie im Leben, soll auch im Tod  
Friede deiner Wohlthaten  
Verfünden die große Glocke!

Das Leichenbegängniß wurde  
Gefeiert mit Prunk und Pracht;  
Es strömte herbei die Menge,  
Und saunte ehrfurchtsvoll.

Auf einem schwarzen Bogen,  
Der gleich einem Baldachin  
Mit schwarzen Straußfederbüscheln  
Beyzieret, ruhte der Sarg.

Der strokte von Silberblechen  
Und Silberstickerei;  
Es macht auf schwarzem Grunde  
Das Silber den schönsten Effekt.

Den Wagen zogen sechs Krosse,  
In schwarzen Federn vermunnt;  
Die fielen gleich Trauermädeln  
Bis zu den Hüfen hinab.

Dicht hinter dem Sarge gingen  
Bediente in schwarzer Wree,  
Schneeweiße Schnupftücher haltend  
Vor den kummervollen Gesichtern.

Sämmtliche Honoratioren  
Der Stadt, ein langer Zug  
Von schwarzen Paraderutschen,  
Wadelte hinten nach.

In diesem Leichenzuge,  
Beriebt sich, bebanden sich auch  
Der Herren vom hohen Rathe,  
Doch waren sie nicht komplet.

Es fehlte Jener, der gerne  
Fasanen mit Trüffel aß;  
War kurz vorher gestorben  
An einer Indigestion.

H. Heine

## Die Nihilistenjagd

### oder: Wie ein wirklicher Geheimer Rath Prügel bekommt.

Von Schtschedrin. Aus dem Russischen von Paul Styczynski.  
(2. Fortsetzung.)

Petersburg ging zu Grunde! Die Peterpauls-Festung war schon hinweggeschwemmt. Das war die letzte Schutzwahl! Wohin man schauen mochte, — überall nur ein großes Loch! Die Publizisten donnerten, die loyalen Pharisäer freuten sich.

Alle fühlten, daß das „Uebel“ mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden mußte, alle heulten wild. Worin bestand das „Uebel“? In welchem Zusammenhange stand es mit der gegenwärtigen Lage? Darüber fragte, darüber dachte und sprach Niemand. Nur das eine fühlte man: es war dies eine höchst angenehme Zeit, einer von den Momenten, in denen man sich jede Beleidigung erlauben kann, ohne daß in dem Wirrwarr Jemand im Stande wäre, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ließ man jetzt diesen Moment unbenutzt, wer konnte dann dafür einstehen, daß er noch einmal kommen werde?

Es giebt keinen ergreifenderen Anblick, als den Anblick der Freunde der „Reichstreuen“. Man hört da nur ein wirres „Ah!“ und „Hui!“ und „Ho-ho!“ Die Leute schienen gar keine artikulirten Laute zu haben, um ihre Freude auszudrücken. Man fühlte aber, daß dies die einzigen Jubelausbrüche sind, die sich die „Reichstreuen“ in bestimmten Momenten erlauben dürfen.

Noch gestern verhielt sich der „Reichstreuer“ mäusenstill, hielt den Blick zu Boden gesenkt und versicherte, — an die Wand gedrückt — daß es gemein sei, sich jetzt, unter den obwaltenden Verhältnissen, als einen Schutz zu zeigen. Und wie plötzlich und gründlich hat er sich verändert! Heute trägt er den Kopf hoch, sein Gang ist sicher, seine Haltung imponirend; seine Augen strahlen; um seine Lippen spielt das Lächeln des Siegers. Man begreift schwer, wie der Sieg so plötzlich gekommen ist, man fühlt aber, daß der gestrige Tag ein für allemal ist, in Vergessenheit gerathen ist. Vae victis! Wehe dem, der in diesem Moment dem „Reichstreuen“ in den Wurf kommt!

Nur wenn die Gesellschaft in großer Noth ist, dann bildet sich jene Atmosphäre heraus, in welcher der „Reichstreuer“ gedeihen kann: die Noth der Gesellschaft giebt ihm Kraft und Leben. Eine Feuersbrunst macht ihn freudig erbeben, — eine Ueberschwemmung, eine Hungersnoth versetzen ihn in wahre Verzückung.

In gewöhnlichen Zeiten, wo der Allgemeinheit keine besondere Gefahr droht, wo überall Ruhe herrscht, wo alle von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft befeelt sind, — verweilt der „Reichstreuer“, denn er fühlt, daß er überflüssig ist.

Seine gekränkte Selbstliebe läßt ihn die schrecklichsten Qualen erdulden; er wird rasend, da er für seine Thätigkeit kein Feld findet, weil er überall überflüssig erscheint.

Die Ruhe läßt einen verhängnisvollen Einfluß auf seine Kassa aus, läßt ihn das Leben fast gar nicht genießen. Außerdem ist die Ruhe für ihn ein so ungewohnter Gemüthszustand, daß er unwillkürlich in ihm alle Schrecken und Qualen des Argwohnes wachruft und ihn halb zu Tode peinigt. „Es ist so schrecklich still — es wird also irgend etwas im Schilde geführt; ich glaube,

ich bin so gut, wie verloren!“ — sagt sich der „Reichstreuer“ in solchen Zeiten und fühlt sich so miserabel, wie selten Jemand.

Damit der „Reichstreuer“ ruhig und sorgenfrei seine Mahlzeiten verdauen kann, ist es durchaus nöthig, daß ganze Gesellschaftsklassen unter dem Joch moralischer und physischer Leiden jöhnen, oder daß wenigstens irgend Jemand verfolgt werde.

Sind die Verhältnisse andere, dann fühlt er sich unbehaglich; dann beginnt er, um seinen Schmerz zu lindern, ein großes Unglück zu ahnen, dann vorauszusagen, dann vorauszusprechen, zu warnen.

Und siehe! Wie ein Echo antworten ihm aus der Ferne dumpfe Donnerschläge; am Horizont erscheint eine drohende Wolke, die Atmosphäre wird schwül, drückend.

Seht euch mal jetzt den „Reichstreuen“ an: er kommt allmählich wieder zu sich, er wird wie neugeboren; die Röthe des Jubels und des bevorstehenden Triumphes schmückt seine bläßen Wangen, seine dicht aufeinander gepreßten Lippen öffnen sich zu einem lauten Jubelruf.

„Sagt' ich's nicht gleich? Ahnte ich's nicht? Ich wußte im Voraus, daß es so kommen mußte!“ Jetzt laßt er nach allen Seiten übermüthig und boshaft und dieses laute, unheilverkündende Gelächter dringt in alle Winkel des lieben Vaterlandes, erweckt die schlummernden Leidenschaften zu neuen Ausbrüchen; läßt den Haß zu Worte kommen, der bislang — auf dem Grunde des Herzens verborgen — nur durch leises Wispern von seinem Vorhandensein Zeugniß ablegte.

Es folgt eine Minute höllischer Blutgier. „Nieder mit den Nihilisten!“ — heißt das Losungswort und jeder der etwas Muth in sich fühlt, zu leben wie es ihm gefällt, wird zum Verbrecher gestempelt und mit Noth verworfen.

In solchen Zeiten ist es ganz natürlich und erklärlich, daß jeder Mensch, er kann noch so sehr bemüht sein, mit den Wölfen zu heulen, nur gar zu leicht in die Gefahr geräth, verdächtigt zu werden.

So ging es auch uns, den Mitgliedern des „Vereins zur Ausrottung des Uebels“.

Wie schneidig, wie rücksichtslos wir auch auftraten, wie dienstfertig wir uns auch zeigen mochten, — wir wußten jeden Augenblick befürchten, in den Fluthen der Loyalitätswuth zu ertrinken. Denn diese drang immer weiter vor.

Du hättest sehen sollen, geneigter Leser, was für Menschen damals aus den Gräbern hervorgeharrt wurden! Du hättest hören müssen, was Alles hervorgekehrt wurde, worauf man sich zu entsinnen wußte.

Hatte Jemand mit seinem Nachbar einen Prozeß; hatte Jemand einem Andern Geld geliehen und war so unvorsichtig, ihn zu mahnen; hatte Jemand das Unglück, einem Esel zu beweisen, daß er ein Esel, einen Schurken, daß er ein Schurke sei; erlaubte Jemand einem Schuft nicht, seine Schuftigkeit zu verüben; befreite Jemand aus den Krallen eines Bösewichtes dessen Opfer; — so war über ihn das Urtheil gesprochen, er war ein hoffnungslos verlorener Mann. Es gab eben keinen Winkel im großen, lieben Vaterlande, wohin nicht die Fluthen der „Reichstreuen“ gebrungen wären.

Überall ganze Legionen „Reichstreuer“ aus, um sich auszutoben, um für die erfahrenen Beleidigungen Rache zu nehmen.

Sie liefen überall herum, blieben an Kreuzwegen stehen und schrien: „Nieder mit den Nihilisten, Kommunisten!“ Beschuldigt wurde Jeder, — vom Kollegial-

Registrator hinauf, bis zum wirklichen geheimen Rath inklusive. Alle Stände und Ränge waren auf der Liste der Verdächtigen verzeichnet. Es wurde immer klarer, daß es Niemandem, trotz der redlichsten Bemühungen, reichstreu und loyal zu sein, gelingen konnte, sich vor den Gefahren einer Reichstreue und Loyalität zu flüchten, die noch reichstreuer und loyaler war.

Zuletzt kamen die Reihen der Reichstreuen selbst in Unordnung. Die Reichstreuen erschrafen — nicht der bedrohten menschlichen Gesellschaft, sondern ihrer selbst und ihrer Kinder wegen.

Jedermann bemühte sich zu errathen, — nicht, ob in seinem früheren Leben irgend etwas zu finden war, was der augenblicklich herrschenden politischen Moral zuwiderlief, — sondern, ob es nicht etwa gewisse Paraphrasen dieser Moral gebe, auf Grund deren man ihn der Illoyalität beschuldigen könnte. Derjenige, welcher in diesem Wirrwarr der gegenseitigen Beschuldigungen unbeachtet und vergessen blieb, durfte sich glücklich preisen. Derjenige, der nicht direkt beschuldigt wurde, dem aber aus der Ferne mit dem Finger gedroht wurde, mußte sehen, daß er sich so schnell, wie möglich, aus dem Staube machte, um nicht die „Reichstreuen“ zu reizen und im Gefühl ihrer Loyalität zu kränken; — verschwinden, unsichtbar, vergessen werden, — das war das Loos der Glückseligsten.

Geneigter Leser, der Du vielleicht beim Lesen dieser meiner Bekenntnisse mich der sittlichen Verwilderung beschuldigt, denke über das wahrheitsgetreue Bild, das meine Feder soeben gezeichnet, getanet und tiefer nach; prüfe es auf seine Naturwahrheit, indem Du Deine eigenen Erinnerungen aus jener Zeit auffrischst, und sage mir dann ehrlich, wie es Dir Dein Gewissen diktiert: wo befindet sich der Urgrund dieser sittlichen Verwilderung? In mir, oder vielleicht anderswo?

Diesmal war es am frühen Morgen. Die ganze Nacht hatten wir kein Auge zugemacht; wir waren schon in dem Stadium, wo man seine Aufträge automatenmäßig, nachlässig ausführt. Es war dies der Moment, in dem auf den Straßen jene bekannte halb-schläfrige, halb-gedankenlose Nüchrigkeit beginnt und das Nahen des geschäftigen Tages verkündet. Die Portiers lehren die Straßen vor den Häusern, die Thüren der Bäckereien werden aufgemacht, Wagen mit Obst und Gemüse fahren über die Straße. Es sind dies Augenblicke, in denen man mehr als gewöhnlich den Werth eines warmen Bettes zu schätzen weiß und anerkennt. Es ist fast unmöglich, ganz nüchtern und munter zu sein, und man kann sich die Frische des Geistes nur auf künstliche Weise erhalten.

Wir hatten Eile. „Er“ war jedoch bereits angezogen. „Er“ öffnete uns die Thür, hielt in der Hand ein Buch und ging uns voran, ohne von dem Buch den Blick abzuwenden, als ob er unseren Besuch schon lange erwartet hätte, oder als ob dieser gar nicht ihm gälte.

Die Gleichgiltigkeit versetzte uns nicht mehr in Verwunderung. Das aber war schon keine Gleichgiltigkeit mehr, das war etwas, wofür ich augenblicklich keinen recht passenden Namen finden. Wir hatten Gelegenheit zu beobachten, daß jeder von diesen Menschen, mochte er noch so sehr entschlossen sein, sich in seiner Lage zu fügen und geduldig sein Unglück zu tragen, — es dennoch nicht über sich bringen konnte, voll und ganz jene philosophische Ruhe zu bewahren: immer hang durch

seine Worte, wenn auch nur der leiseste Ton von bitterer Ironie, oder doch wenigstens von Verachtung, Entrüstung hindurch. Er protestiert nicht, er klagt nicht, aber der Ausruf: „O wie elend, rein verachtenswert seit ihr alle!“ — scheint ihm nur so auf der Zunge zu liegen. Er äußerte sich in allen seinen Bewegungen, in seinem Gesicht, in seinen Augen, überall.

Ich fürchte, der Leser wird es mir nicht glauben, aber ich will es doch sagen: wie wenig schmeichelhaft diese Kritik auch sein mag, sie ist einem doch lieb! Man fühlt, daß diese Worte ein noch nicht ganz verstorben Mensch ausspricht, daß man in seinen Augen nicht ein „Nichts“ ist, daß er auch Stellen hat, an denen man ihn verwunden kann, wie alle anderen Menschen, — mit einem Wort, daß es ein Mensch ist, dem man weh thun kann, daß es zwischen „ihm“ und unsere gewisse Berührungspunkte giebt. Und dieses Bewußtsein übt einen beruhigenden Einfluß aus. . . . In diesem jungen Manne aber war von alledem nichts zu finden; es war, als ob er schon längst alles begriffen, erwogen und vergessen hätte.

Wir treten in sein Zimmer.  
„Er“ setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, am Fenster nieder und fuhr fort im Lesen des Buches. Natürlich wurde ich wütend.

— Wollen Sie aufstehen, mein Herr! — schrie ich ihn an.

Er stand auf und las weiter.

— Wollen Sie sofort das Buch weglegen?  
Er legte das Buch auf den Tisch.

— S—s—au! knirschte ich so, daß er es hörte. Trotzdem konnte ich nicht die geringste Zuckung in seinem Gesicht erspähen.

— Wohnt mit Ihnen irgend ein Frauenzimmer zusammen? —

— Sehen Sie nach! — sagte er, als scheuche er eine lästige Fliege weg, die ihn in seinen Gedanken stört.

Offenbar war bei meinem damaligen Gemüthszustande nur eine ähnliche, höllische Apathie im Stande, mich ein wenig aufzurütteln und meine schwindenden Kräfte neu zu beleben.

Ich warf wütend die Bücher und Hefte auf die Diele. Er aber blieb ruhig am Fenster stehen und sah regungslos meinem Treiben zu.

— Wie heißen Sie? — schrie ich ihn wieder an.

Er nannte seinen Namen. Er sagte nicht einmal, daß ich eigentlich selber wissen mußte, bei wem ich bin. Offenbar kam es ihm gar nicht in dem Sinn, daß man ironisch sein und böshafte Bemerkungen machen dürfe.

Wir war das so neu, daß plötzlich in mir der Gedanke aufstauete, man könnte vielleicht mit Erfolg den Großmüthigen spielen und sich auf diese Weise ihm nähern.

— Die öffentliche Meinung weist auf Sie, als den Urheber des Uebels hin, — sagte ich feierlich. — Waschen Sie sich von diesem Vorwurf rein! Die Beschuldigung ist vielleicht zu gemein, daß Sie sich tief gekränkt fühlen! Ich spreche aus Theilnahme so zu Ihnen, denn Sie thun mir leid! Ich bitte Sie, retten Sie sich, und geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen bei Ihrer Rettung behilflich zu sein!

— Gehn wir! — sagte er und machte ein Gesicht, als wäre meine rührende Appellation an sein Herz im höchsten Grade eßig. . . .

Mar—r—sch!

(Fortf. folgt.)

## „Caesars Column“.

### I.

Die Lorbeeren Bellamys lassen die Leute nicht schlafen; die utopistischen Romane wachsen wie die Pilze aus der Erde. Eins der originellsten Bücher dieser Art ist sicher „Caesars Column“ (Caesars Denksäule). Des Kuriositätsinteresses halber entnehmen wir einer amerikanischen Zeitung einen Bericht über das Buch. Mag auch ein großer Theil des bei allen oft vorkommenden Feinheiten und geistreichen Bemerkungen in dem Buche so reichlich enthaltenen Grotesken und Komischen, auf das Konto der Individualität der Verfassers gehören, so bleibt doch immer noch genug übrig, was so ziemlich allgemein bürgerlicher Ideengang ist.

Es unterstellt, daß die herrschende Klasse im Laufe des nächsten Jahrhunderts keine Lehre und keine Warnung annimmt, sondern es aufs Aeußerste ankommen läßt; die Entscheidungsschlacht vernichtet Beide; die Arbeiter sind zwar Sieger, gehen aber im Blutrausch des Sieges unter, — und aus ihnen erstehen neue Volksbedrückter, welche die Stelle der früheren Bourgeoisie einnehmen.

Das vom Verfasser entrollte Gemälde zeigt nicht viele helle Punkte. Kein Wunder also, daß es verhältnismäßig wenig Freunde bisher gefunden. Die Mitglieder der herrschenden Klasse mögen nichts davon wissen, daß ihre Art innerhalb der nächsten Generationen dermaßen weiter entartet sein wird, daß ihre Ausrottung dann ein Gebot der Nothwendigkeit erscheine; und die Arbeiterwelt bedankt sich ebenfalls für die Perspektive, in welcher sie im Hintergrunde der Revolution erscheint — als eine durch die unerhörten Bedrückungen gegen alles Menschengefühl abgestumpfte, bestialisches Masse, welche auf Befehl des Führers (Caesar) aus dem Leichenhaufen der erschlagenen Feinde eine „Denksäule“ errichten läßt; Letztere setzt sich aus (in der Mitte ausgehöhlten) 50 Fuß langen und 40 Fuß breiten Risten zusammen, in welchen die

Getöbten neben einander gelegt und über einander geschichtet und durch Zement, das man dann hineingießt, vermauert werden. Die durch alle Risten gleichförmig laufende Höhlung in der Mitte wird mit Dynamit ausgefüllt, damit es der Nachwelt nicht einfallt, diese große, auf Befehl des Kommandeurs der „Brotherhood of Destruction“, Caesar Romellini, errichtete „Denksäule“ (daher „Caesar's Column“) zu zerstören; denn von der Dynamitstelle aus werden Zündungs-Leitdrähte an die Wände jeder Riste gelegt.

Das Buch ist ein an die Arbeiter gerichtetes Plaidoyer für Evolution gegen Revolution, und eine an die Bourgeoisie adressirte Schreckenswarnung, einzuhalten und sich der Reform der Eigentumsverhältnisse nicht zu widersetzen, weil die Menschheit unter der weiteren Entwicklung des Besizes, in seiner modernen Tendenz zur Konzentration, moralisch und geistig verkrüppelt — die Reichen durch den Ueberfluß an Luxus, die Armen durch den Mangel am Unentbehrlichen.

Der Verfasser ist seit mehreren Jahren einer der berühmtesten Männer der Vereinigten Staaten: der Shakespear-Forscher Ignatius Dounelly, der in dem Werke Shakespear, die Chiffreschrift entdeckt haben will, welche beweist, daß Bacon der Verfasser der Shakespear-Dramen ist.

Unser Autor ist ein reicher Mann, und hat in den letzten zehn Jahren — von seiner Shakespear-Arbeit abgesehen — zwei Phantasie-Gebilde in Prosa herausgegeben: „Atlantis, die antediluvianische Welt“ und „Agnarok“; im ersteren Buche will er beweisen, daß das „Atlantis“ der altgriechischen Sage, eine große Insel im Atlantischen Meer, geradeüber von der Meerenge von Gibraltar, existirt hat, während er in der anderen Produktion die Thon-, Kies- und verfallenen Felschichten auf einen Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen zurückführt.

Seine Schwester Eleanor Cecilia Dounelly ist eine gefeierte, römisch-katholische Kirchendichterin und als solche von Paps Leo apostolisch gefegnet worden.

So weit hat es der Bruder freilich noch nicht gebracht. Aber dafür ist er wenigstens Antisemit. So läßt er zum Beispiel den Stellvertreter Caesar's, den zweiten Präsidenten der „Brotherhood of Destruction“, einen verkrüppelten russischen Juden, am Schlachttag, nach Erstürmung und Plünderung der Bank New-Yorks, mit 100 Millionen Dollars ausreißen, um ein Jüdisches Reich in Palästina wiederherzustellen und sich zum König von Jerusalem auszurufen zu lassen. —

Die Geschichte ist folgende:

Gabriel Weltstein gehört zu einer Schweizer-Kolonie im neuen Staate Uganda, Afrika, in der Nähe der Stadt Stanley; die Ansiedlung wurde vor 70 Jahren von Gabriel's Großvater, der mit einer Schaar seiner Landsleute vom Kanton Uri einwanderte, begründet. Gabriel ist Schafzüchter und zu Ende des Jahres 1988 nach New-York gereist, um seine Wolle dorthin direkt zu verkaufen und die vielen Kommissions-Abzüge der Zwischenhändler, die ihm bisher das Geschäft verleidet, zu ersparen.

In dem hochgradig „zivilisirten“ New-York, das im Jahre 1988 (mit allen seinen Annegen) zehn Millionen Einwohner zählt, geht unserem Gebirgs-Afrikanischen Wollontel eine völlig neue Welt auf.

In seinem ersten, an seinen Bruder Heinrich in Uganda gerichteten New-Yorker Briefe, vom 10. September 1988, beschreibt er das wundervolle Aussehen der Riesenstadt in ihren Geschäfts- und Wohnpalästen, der feinsten Beleuchtung und den wunderbaren, ober- und unterirdischen Kommunikationswegen, dem verbesserten Schreibtelephon und Schreibtelegraph, sowie den merkwürdigsten Hotelbequemlichkeiten; der Gast braucht nur auf einen Knopf am Speisetische zu drücken, und eine Speisezettelkarte rollt sich vor ihm auf; ein Druck auf den Knopf der Gerichte, die er aufgetragen zu sehen wünscht, und in wenigen Minuten bringt der Automat die Speisen, die ihm auf elektrischem, verdeckten Wege aus der Küche zuweilen, in elegantem Service zum Vorschein; Die Teller und Tassen stellen sich selber in Reihe und Glied auf; die Kellner stehen nur da, um die Gäste zu plazieren und die Grünen aus weiter Ferne, welche sich in diesen vorgeschrittenen Zustand nicht sogleich hineinfinden können, zu informieren.

Dann erzählte er, daß über die eleganten Straßen ein Glasdach sich hinzieht, um Regen und Schnee fernzuhalten; und wenn Jemand das Leben zu verlassen wünscht, so kann er dies unter sehr bequemen Modalitäten thun; in den öffentlichen Badehäusern, deren eins sich auf jedem öffentlichen, freien Plage und in jedem Parke befindet, ist ein Sterbezimmer für Freiwillige reservirt. Der Sterbewillige wird photographirt, dann registriert und um seinen letzten Willen befragt. Ein Arzt ist zur Stelle, um ihn über die Wirkung der verschiedenen Gifte zu instruieren und ihm die Wahl derselben zu überlassen. Der Sterbefandidat legt sich auf ein Bett und verschluckt die Giftvill; „angenehme Musik spielt indeß; er schläft ein und erwacht auf der anderen Seite der großen Aermee“.

Gabriel Weltstein überzeugt sich bald in New-York, daß er nicht im Stande ist, an Einzelfirmen Wolle zu verkaufen, denn das Geschäft ist trustartig organisiert; die Kaufleute wollen ihm nicht mehr zahlen als sein bisheriger Kommissionär.

Er entschließt sich daher, da er sich in New-York fittgesehen, zur Rückreise; ehe er sie antritt, geht er noch einmal in den Zentralk Park und dort erlebt er ein Ereigniß. Ein bettelarmig aussehender, ällicher

Mann wird von einer eleganten Karosse überfahren; Gabriel hält die Pferde an und zieht den Verunglückten hervor, der zwar weder Bruch, noch Quetschung erlitten, aber von dem Livreekutscher mit der Peitsche bearbeitet wird zitt Strafe dafür, daß der Wagen feinetwegen anhalten mußte. Gabriel reißt dem Unmenschen die Peitsche mit dem Goldgriff aus der Hand und fuchelt den Kutscher dermaßen durch, daß ein Auflauf entsteht und Polizei auf der Szene erscheint, um Gabriel zu verhaften. Doch der überfahrene, alte Mann giebt dem Polizisten ein gewisses Zeichen und dieser läßt Gabriel los, welchen der Gerettete eiligst mit sich fortzieht.

Gabriel weiß nicht, wie ihm geschieht; der ganze Vorfall und die darauf folgende Szene sind ihm unlösbar räthsel. Der Gerettete besteigt mit Gabriel eine Kutsche, die Ersterer unter vielen, die an ihnen vorbeifahren, ausgewählt, und ersucht den Fremden, in dem er sofort ein Grünhorn erkennt, sich seiner Führung anzuvertrauen. Dem Wollontel ist nicht recht geheuer zu Muthe; der „Bettler“ spricht wie ein Gentleman von Rang und Stand und führt Geld bei sich; vielleicht ist es ein Bauernfänger, der ihn abzurufen will; Gabriel hält daher seine Hand in der Revolver-Hosentasche. Nach längerer Fahrt sieht der Wagen in der Vorstadt an einem bescheidenen Häuschen still; man steigt aus, der Bettler fährt Gabriel in den Parlor des Hauses und ersucht ihn, ein Weilschen zu warten. Nach zehn Minuten tritt ein eleganter junger Mann ein und bedankt sich bei Gabriel für die „Lebensrettung“. Der Fremde weiß nicht, was er von all diesem Spud halten soll; an der Stimme des jungen Mannes erkennt er wohl den Mann, mit dem er gefahren, aber den Zweck jener Bettler-Rolle ist ihm unklar.

Die gewünschte Aufklärung wird ihm nicht so bald zutheil. Sein Gasifreund erzählt ihm nur:

„Ich bin von Beruf Anwalt, mein Name ist Maximilian Petion; in diesem Hause wohne ich mit meiner Mutter, der ich Sie bald vorstellen werde“.

„Warum haben Sie, als ich den Kutscher auspeitschte, so sehr in mich gedrungen, mit Ihnen davonzueilen?“

„Weil Sie sich in großer Gefahr befanden und ich Sie, meinen Lebensretter, derselben entreißen wollte. Sie hätten unter Umständen auf Jahre in's Zuchthaus kommen können?“

„Ich in's Zuchthaus? Wofür? Wenn ich in Uganda einen Kerl, der sich solcher Bestialität schuldig machte — einen Ueberfahrenen obendrein zu mißhandeln — vermöbelte, würde Jedermann Bravo rufen“.

„Ja, Sie wissen nicht, wessen Kutscher es war. Fürst Cabano's; das ist der reichste, einflußreichste und gefährlichste Mann hier. Wenn Sie angeklagt würden — wegen Mißhandlung des Kutschers und obendrein wegen Diebstahls der Peitsche mit dem goldenen Griff — erhielten Sie mehrere Jahre Zuchthaus“.

„Unfinn, keine Jury würde mich schuldig finden“.

„Jury? Da sieht man den Grünen aus einem neu angefedelten Welttheil, der von unserer modernen Zivilisation nichts weiß. Die Jury thut einfach, was Fürst Cabano wünscht oder verlangt. Unsere Gerichte sind nur die Werkzeuge der Reichen. Ein gewöhnlicher Bürger kann mit einem Millionär ebensowenig vor Gericht kämpfen, wie ein neugeborenes Kind in einer Wolfshöhle“.

„Dann würde ich mich an die Presse wenden“.

„Presse? O du liebe Einfalt! Die Zeitungen sind das feile Mundstück der Mächtigen; die Teufels-Advokaten der modernen Zivilisation; ihr Einfluß steht dem zur Verfügung, der ihnen am Meisten bietet; sie haben die Pflicht, die Wahrheit zu unterdrücken oder zu verdrehen, und das thun sie gründlich; sie werden dafür bezahlt, das Volk zu mißleiten. Vor hundert Jahren hat dieser Zustand angefangen und inzwischen ist er immer schlimmer geworden. — Halt! Vor zwei Stunden passirte es; jetzt sind die Nachmittagszeitungen schon heraus; wir wollen gleich sehen, was sie darüber berichten“.

Maximilian ging an das Schreibtelephon, ersuchte die Zentralkstelle um den Bericht des „Evening Guardian“ über den Unfall und Auflauf im Zentralk-Park, betreffend die Kutsche des Fürsten Cabano, und gleich erschien er, betitelt: „Straßentraub! 1000 Dollars Belohnung!“ Es war ein sehr lauges Item, worin gefagt war, daß ein Rowdy, anscheinend ein Ausländer, die von zwei Damen besetzte Equipage des Fürsten Cabano angehalten, sich am Kutscher vergriffen, die Peitsche mit goldenem Griff geraubt und den Polizisten, der ihn zu arretilren versuchte, niedergeschlagen habe; er wollte auch die beiden Damen berauben, doch sein Begleiter, ein Bettler, zog ihn schnell fort, da mehr Polizei heran-nahte. Prinz Cabano bietet 1000 Dollar Belohnung für Ergreifung der Verbrecher aus.

Gabriel war starr vor Erstaunen, daß reiche Leute im Stande sein sollten, mit ihrem Gelde alle Gerechtigkeit zu unterdrücken. Der Bericht machte ihn ängstlich und er fragte:

„Sind wir denn hier von den polizeilichen Häschern sicher?“

Könnte nicht der Kutscher, der uns hierhergefahren, uns verrathen, wenn er die Belohnungs-Offerte liest?“

„Seien Sie unbeforgt! Sie erinnern sich, daß ich mehrere Wagen an mir vorbeifahren ließ, ehe ich einen miethete. Dieser Kutscher trug am Rock ein Zeichen der geheimen Bruderschaft, zu der ich gehöre; wenn er mich

verrät, stirbt er in 24 Stunden, und wenn er flieht, erreicht ihn sein Schicksal trotzdem."

"Ist das auch eine Erklärung dafür, daß der Polizist mich losließ?"

"Ja, auch der gehört zu uns."

"Aber nun sagen Sie mir, wie so giebt es hier einen Fürsten Cabano? Ich dachte, die Republik hat alle Titel abgeschafft?"

"Gewiß. Gesetzlich existieren keine Titel; aber in der Gesellschaft. Wenn der Fürst ein legales Dokument zu unterzeichnen hat, schreibt er sich „Jakob Jasacs.“ Den Titel Fürst Cabano bekam sein Vater von der italienischen Regierung, als sie ihm, da sie Geld brauchte, ein Fürstentum um einen hohen Preis verkaufte."

"Was ist nun der Zweck Ihrer geheimen Gesellschaft?" fragte Gabriel seinen neuen Freund Maximilian Betton.

"Ich kann Ihnen vorläufig nur sagen, daß wir eine nach Millionen zählende, internationale geheime, politische Gesellschaft haben, deren Zweck für das Beste der Menschheit sind."

"Aus welchen Gesellschaftsklassen rekrutiert sich Ihr Bund?"

"Aus denen, die noch Kraft genug haben, zu arbeiten, unter Bedingungen, die so verführerisch zum Verbrechen reizen."

Gabriel beschreibt nun das Aussehen der früh zur Arbeit ausziehenden Schaaeren, die er von der Equipage aus, in der er mit seinem Freunde ausfuhr, zu betrachten Gelegenheit hatte:

"Eine endlose Prozession von Männern und Frauen mit kleinen Eimern und Körben strömte an uns vorbei. Es war noch nicht 6 Uhr. Männer wie Frauen waren unter dem bei uns in Uganda als normal betrachteten Größenmaß und die Gesichter der beiden Geschlechter hatten viel Ähnlichkeit mit einander; als ob die gleichen Lebensverhältnisse eine Ähnlichkeit der Gesichtsförmungen im Laufe der Generationen hervorgerufen hätten."

Die Gesichter der Männer von mittlerem Alter sahen recht hager aus und verriethen den Ausdruck der Hoffnungslosigkeit. Viele blickten uns scheel und gehässig an, als wir an ihnen vorbeifuhren. Eine freundlichere, düstere Menge habe ich nie gesehen. Von Straße zu Straße dasselbe Bild; ihre Anzahl schien unendlich; Alle waren ärmlich gekleidet, und viele gar nur in Lumpen. Einzelne junge Frauenzimmer hatten mit dem Rest eines überlebenden Instinkts den Versuch gemacht, sich ein wenig zu schmücken; hier und da war noch ein buntes Bändchen zu erblicken; aber die Frauenhüte waren alle von der Mode, die hier vor zehn Jahren herrschte, und den stark geflickten Schürzen sah man an, daß sie früher einmal wohlhabenden Damen gehörten. Und diese Masse von Kindern dabei, aber nichts an ihnen, was die Jugend charakterisiert; ihre Gesichter sind vorzeitig gereift und gehärtet, und ihre Augen verrathen, daß die Sünde ihnen keine Ueberraschung bereitet. Jedem einzelnen dieser jungen Geschöpfe kann man ansehen, daß dasselbe des schweren Kampfes um's tägliche Brot sich bewußt ist."

Gabriel besuchte auch die „sweating“ Shops und erkundigte sich beim Vormann, einem Mitgliede der Bruderschaft, nach den Lebensverhältnissen der Ausgebeuteten.

"Haben diese Arbeiter manchmal Fleisch zu essen?"

"Nein, höchstens, wenn sie eine Ratte oder Maus fangen."

"Was, eine Ratte oder Maus?"

"Wundern Sie sich nicht! Das ist hier so, wie ehedem in China, und die kleinen Kinder, die noch nicht in die Fabrik genommen werden können, fischen die Ratten und Mäuse aus den Sewers heraus. Wenn ein Hund ohne Maulkorb eingekerkert und getödtet wird, reißen sich die armen Leute um das Laß."

(Schluß folgt.)

## Die Lage der Kleinbauern.

Die steigende Verschuldung, die sich häufenden Zwangsversteigerungen von kleinen Bauernwirtschaften, das Verschwinden der Zwergbesitzer, sind charakteristische und durch statistische Daten reichlich belegbare Merkmale des Niederganges des bäuerlichen kleinen Grundbesitzes.

Das Kleinbauernthum — dessen Prosperitätsbedingungen in der im Schwinden begriffenen Naturalwirtschaft wurzeln, fällt überall in allen Kulturstaaten der durch den Kapitalismus geschaffenen modernen landwirtschaftlichen Produktionsweise, welche auf der Selbstwirtschaft begründet ist — zum Opfer.

Die großen Vortheile des Großgrundbesitzes sind hauptsächlich Arbeitersparniß, Arbeitsteilung und Arbeitsvereinerung, ferner die Vortheile der Anwendung von Maschinen; der Großgrundbesitzer ist eher in der Lage, zur Verbesserung des Bodens beizutragen, er ist widerstandsfähiger bei Elementarschäden und Missernten.

Wie groß die Arbeitersparniß beim Großgrundbesitz ist, das möge die folgende Berechnung des Engländers Young\*) nachweisen.

Nach dieser Berechnung, welche auf praktischen Beobachtungen basiert ist, kann auf einer kleinen Bauernwirtschaft, welche dem Besitzer und einem Knechte beschäftigt giebt und bloß zwei Zugthiere beansprucht, ein Mann nur 15 Acres bearbeiten; mit einem Pferde können aber bloß 10 Acres bearbeitet werden. Auf

größerem Grundbesitz, mit 6 Zugthieren, wo 3 Knechte gehalten werden, kann jeder Knecht 18 1/2 Acres bearbeiten, und zur Bearbeitung von 14 1/2 Acres genügt hier ein Pferd. Diese Thatsache zu Grunde gelegt, wären zur Bearbeitung von 10 000 Acres in die zuerst erwähnten Zwergwirtschaften getheilt, 666 Arbeiter und 1000 Pferde notwendig; — dagegen würden dieselben 10 000 Acres in die an zweiter Stelle erwähnten größeren Wirtschaften aufgetheilt von 545 Arbeitern und 681 Pferden bearbeitet werden können.

Die Arbeitersparniß beträgt also 121 Knechte und 319 Pferde.

Und wohlgemerkt, das Ersparniß ist heute, wo der Großgrundbesitzer mit Dampfplügen, mit Säe- und Dreschmaschinen und andern maschinellen Einrichtungen arbeitet, noch viel größer. Denn die obige Berechnung Young's datirt aus den vierziger Jahren, wo landwirtschaftliche Maschinen noch gänzlich unbekannt waren.

Der Kleingrundbesitz erlaubt nicht die Einführung von Maschinen und ist daher gezwungen, die primitivsten Ackerbau-Werkzeuge zu benutzen, ohne Hoffnung zu haben, daß er sich aus dieser primitiven Betriebsmethode je herausheben wird.

Wir finden hier zwar von kleineren Grundbesitzern gekaufte landwirtschaftliche Maschinen, welche im Tagelohn oder gegen Anteil auch an andere überlassen werden; sehr oft kauft der Wind- oder Wassermühlen-Besitzer in der Gemeinde eine solche Maschine, um sie gegen obige Bedingung Mittel- und Kleingrundbesitzern zu überlassen. Es ist aber eine wohl unbezweifelbare Thatsache, daß die Benützung der Maschine auf diese Art dem Kleinbauern viel mehr kostet, weil die Maschine des Müllers durch das Herumzerrren von einem Kleinbauern zum Andern, viel mehr und rascher verdirbt, auch mehr und längere Zeit außer Betrieb steht.

Und das Alles muß der Kleinbauer bezahlen. Zu diesen verschiedenen, in der primitiven Betriebsmethode und in der Zwergwirtschaft liegenden Nachtheilen gesellen sich noch die verschiedenartigsten Ausgaben, wie z. B. Beiträge zu Dammbauten, zu Wasserregulierungszwecken, zur Erhaltung der Straßen u. s. w., welche Ausgaben in ihre Gesamtheit viel empfindlicher den Kleinbauer belasten und von welchen sich der Großgrundbesitzer durch geringfügige Pauschalsummen befreien kann.

Das Verschwinden des Kleinbauernthums wird deutlich illustriert durch die Ergebnisse der österreichischen Exekutionsstatistik. Es wurden zwangsweise verkauft:

Großgrundbesitz		Kleingrundbesitz	
im Jahre	Zahl	Zahl	Wert
1875	32	1 008 316	4 585 9 451 391
1876	27	1 798 371	5 577 12 470 272
1877	29	2 695 780	6 948 15 686 159
1878	37	2 003 916	9 123 18 698 548
1879	34	1 452 512	11 238 22 415 608
1880	47	1 660 690	12 540 25 781 231

Diese Zahlen sprechen eine beredete Sprache. Sie beweisen den rapiden Niedergang der Kleinbauernwirtschaften, deren Exekution-Zeitbeträge sich in einem Zeitraum von sechs Jahren verdreifachten, wohingegen die Zwangsverkäufe im Großgrundbesitz bloß um ein Drittel zugenommen haben.

Die Sozialdemokratie geht aufs Land! Alle Mann auf Bord! Das Letzte müssen wir verteidigen, was wir haben, und deshalb müssen wir alles aufbieten, was wir aufbieten können: Pastöre, Unteroffiziere, Knüppel, Kreisblätter . . .

Ach, das wird alles nichts nützen. Der Bauer, der in der Welle sitzt, wird kein Sozialdemokrat, da kann man ruhig sein, da braucht man keine Angst zu haben. Aber der Bauer, der ruiniert wird, der wird Sozialdemokrat, und wenn die Sozialdemokratie gar nichts thut und die „Ordnung“ ihn noch mehr vor „Verführung“ schützt.

## Eine kommunistische Kolonie.

Wir sind zwar im Allgemeinen strikte Gegner von kommunistischen Kolonien, weil wir sie für aussichtslos halten und weil wir der Ansicht sind, daß die Arbeiter ihre Kräfte darauf verwenden sollen, das Bestehende in die Hände zu bekommen, das sie in jahrtausendelanger Arbeit geschaffen haben, statt in die Wüste zu ziehen und von vorn anzufangen. Allein des allgemeinen Interesses wegen möchten wir doch ab und zu die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese Experimente richten.

Von allen derartigen Kolonien ist wohl die aussichtsvollste die Topolobampo-Kolonie. Die Bedingungen des Gelingens sind dort wenigstens nicht ausgeschlossen, wie bei den unvorsichtigen Experimenten Cabets und seiner Anhänger oder dem waghalsigen afrikanischen Versuch der Hertha-Leute in Oesterreich und Deutschland.

Ein Mitglied der Kolonie, schreibt in einem Aufsatz, der in dem offiziellen Organ der Kolonie gedruckt ist:

Ich gehöre zu denen, die im November Kanjas verlassen haben. Von Darben kann hier keine Rede sein. Selbst wenn wir nichts mitgebracht hätten und auf der Farm La Logia noch nichts wüchse, brauchte Niemand von uns einer Hungersnoth ausgesetzt zu sein, wie die war, die ich in Kanjas 1874 und 1875 miterlebt habe. Denn die Bay ist überreich an Fischen, großen Schildkröten, deren Fleisch, wenn gebraten, wie Hühnerbrust schmeckt; und 100 Pfund Korn können wir von den Mexikanischen Nachbarn zum Preise von 50 Cents bis 1 Dollar beziehen.

Genosse Sale hat nun den Austerfang in der Bay begonnen; und Wild giebt es in Hülle und Fülle: Jack-Rabbits, Quails, Reh und das südamerikanische kleine Wildschwein.

Auf der Farm in La Logia ziehen wir Süßkartoffeln, Bohnen, Tomatoes, Radieschen, Peanuts in Menge, die Erdbeeren reifen nun, über 5000 Pflanzungen gedeihen herrlich und Mitte März werden wir frische Frische Kartoffeln haben. Die Bananen beginnen auch schon zu reifen. Wir werden zwar in dieser Saison noch nicht so viel Bananen bekommen, wie wir brauchen, aber in der nächsten. Orangen können wir vorläufig von den Mexikanern zu 1/2 Cents das Stück kaufen. Rindfleisch ist billig hier, nur Schweinefleisch theuer.

Allerdings müssen wir hier noch Vieles entbehren, was wir in den Vereinigten Staaten hatten; aber diese Entbehrung ist nur von vorübergehender Dauer und verlohnt sich wohl in Anbetracht der guten Aussichten unserer Zukunft.

Der Einfuhrzoll Mexiko's ist so hoch, daß wir vor der Hand auf gewisse Artikel theilweis verzichten müssen; so beträgt z. B. der Zoll auf eine Backpulver-Büchse von 5 Pfund: 1 Dollar 25 Cents; auf Mehl 5 Dollars per 100 Pfund; auf Sattelzeug ungefähr 200 Prozent des Werthes.

Wenn wir erst eine Dampferlinie zwischen der Bay, Guayna und Mazatlan haben werden, dann ist vielen Uebelständen abgeholfen.

Unser Mehl ersten Grades ist nicht so gut wie das Amerikanische dritter Klasse und kostet gleichwohl 5 Dollars per 100 Pfund.

In Bezug auf Fruchtbarkeit des Bodens halten die berühmtesten Sektionen Kaliforniens keinen Vergleich aus mit dem Lande, das wir hier haben, die „Kansas Sinaloa Investment Co.“; keinen besseren Boden giebt es, als hier, für Zuckerröhre, Trauben, Feigen, Orangen."

Am Schlusse des Aufsatzes rühmt der Verfasser das Verhalten des Führers der Kanjas Kolonie, C. V. Hoffman, welcher bei seinen Genossen sich des bisherigen Zutrauens erfreut. — Solange Eintracht vorhanden, wird es gehen. Aber wer bürgt dafür, daß bei einer aus verschiedenartigsten Charakteren zusammengewürfelten Gesellschaft Einigkeit dauernd herrschen wird?

Gedeihen kann eine Kolonie nur durch fortschreitende Bevölkerungszunahme, starke Einwanderung; mit dieser kommen aber unvermeidlich Elemente, die nicht hineinpassen und zerstörerisch wirken.

Es wird sich daher fragen, wie die Kolonie schädliche Elemente, die sich einschleichen könnten, wieder loszuwerden im Stande ist?

Wenn der Sozialismus heute innerhalb der bestehenden Zivilisation zur Herrschaft gelangte, so könnte er die Feindseligkeit schlechter Elemente eher aushalten, als eine Kolonie, weil er auf solider Basis ruhte. Dort aber wären Nichtsnuge und Stänker im Stande, innerhalb eines Jahres die ganze mühselige Vorarbeit der Grundlegung von 5 oder 10 Jahren zu ruinieren.

Und gegen das Eindringen solcher Leute giebt es nun einmal bei freier Verfassung und Selbstherrschaft des Volkes keine Vorbeugungsmittel.

Das ist das Bedenkliche sozialistischer Kolonien. Die Royes' Gesellschaft im Oneida County legte den Applikanten lange Probezeit auf. Da sie fremde Lohnarbeiter beschäftigte und kapitalistisch ausbeutete, war sie nicht gierig auf frischen Arbeiter-Zuwachs. Aber eine Arbeiter-Kolonie, die nach sozialistischen Grundsätzen arbeiten will, ist auf rasche Vermehrung angewiesen und kann daher den Applikanten keine Lehr- oder Probezeit auferlegen.

Ein anderer Aufsatz von W. Sherman Felt im „Nationalist“, dem Organ der Bellamyisten, giebt folgende Schilderung:

„Die Kolonie befindet sich an der Topolobampo-Bay (einem Theil des Kalifornischen Meerbusens) und im Thale des Fuerte, im westlichen Theile des Mexikanischen Staates Sinaloa.

Albert K. Owen, der Gründer der Kolonie und Präsident der Gesellschaft, entdeckte die Bay vor sechs Jahren. Er erkannte sogleich die vorzüglichen Chancen der Bay für einen Hafen, die Hilfsquellen des Fuerte-Flußthales, den Reichthum der Mineralschichten, die sich 100 Meilen von der Küste entfernt befinden, und organisierte eine Eisenbahngesellschaft zur Entwidlung des Landes.

Diese Kompagnie ging in die Brüche und nun veröffentlichte er (1883) seinen „Integral Cooperation“-Plan und unternahm die ersten Schritte zur Gründung einer Kolonie. Die Mexikanische Regierung ertheilte Herrn Owen werthvolle Konzessionen und daraufhin ließ er im Jahre 1886 der „Credit Foncier Co.“ in Colorado einen Freibrief ausstellen. An 5000 Mitglieder befanden sich auf den Subskriptions-Listen mit einem eingezeichneten Kapital von 2 Millionen Mark. Im Oktober 1886 begab sich Owen nach Sinaloa, um die Eisenbahn-Vermessungen vorzunehmen und die Vorarbeiten zur Uebersiedelung des ersten Kolonistentrupps zu leiten. Während er sich dort in der Einside befand, von aller Verbindung mit der Heimath abgeschnitten, schickten ihm einige unbefonnene Mitglieder des Vorstandes der Kompagnie ohne jede vorherige Notiz 500 Leute auf den Hals; das war am 17. November 1886. Die wenigsten dieser Ankömmlinge besaßen etwas Geld; aber auch Geld konnte ihnen da, wo nur wenig Lebensmittel am Plage zu haben waren, nicht viel nützen.

\*) Bernhardt, Versuch einer Kritik der Gründe, die für großes und kleines Eigenthum angeführt werden. Petersburg, 1849.

Die Noth der Ankömmlinge in der ersten Zeit spottete jeder Beschreibung; das Korn-Mehl dort war ungenießbar; in der Nähe der Bay ist das Land felsig und zur Kultivierung ungeeignet; sie mußten sich daher ausschließlich dem Fischfang widmen, um nicht zu verhungern. Die Enttäuschung der Armen war sehr bitter, ihre Unzufriedenheit grenzenlos.

Im Dezember 1886 wurden im Fuerte-Thal drei Camps errichtet: in Vegaton, Sufrogia und Cahuinahui; einer der Kolonisten blieb an der Bay. In den Camps begann man mit Gemüsepflanzen und Handwerksarbeiten. Das Land, in welchem die 2 Camps lagen, hatten die Kolonisten ohne Owen's Genehmigung gekauft, und ohne die nöthigen gesetzlichen Bestimmungen zu kennen. Achtzehn Monate später stellte sich heraus, daß der Landtitel nicht korrekt war und die Kolonisten hatten ihr Besitzthum zu räumen. Nun kaufte die Kompagnie für sie, im Herbst 1887, die Farm La Logia, ungefähr 30 Meilen von der Topolobampo-Bay entfernt. Nur 150 Personen waren damals noch vorhanden; der Rest war grollend in die Heimath zurückgekehrt.

Die Farm La Logia, 400 Acker groß, bildet seitdem das Zentrum der Kolonie und befindet sich heute in blühendem Zustande; unter Anderem steht man dort 13 Acker prächtiger, nun dreijähriger Orangenbäume; eine große Anlage von Feigenbäumen, herrliche Weinplantagen und eine große Baumschule: Obst und Gemüsegärten.

Die Kolonie ernährt sich; sie kann sich noch keinen Luxus gestatten, ist aber jedweder Besorgniß vor Mangel an Lebensmitteln enthoben.

In den letzten Jahren hat ein erheblicher Wechsel des Personals stattgefunden; es sind neue gekommen und alte gegangen; aber die Anzahl ist dieselbe geblieben.

Die Theorie, daß Jeder sich diejenige Arbeit wählen könne, die ihm am Besten zusagt, kann natürlich, solange die Mitgliedschaft nicht stark ist, vorläufig nicht in die Praxis übertragen werden.

Die tägliche Arbeitszeit beträgt 8 Stunden; der Tagelohn einen Kredit von 12 M., für welche Jeder das entnehmen kann, was die Kompagnie zu liefern im Stande ist; es ist freilich nicht viel, wird aber jedes Jahr mehr.

Im Sommer 1889 wurde in Kansas eine Zweiggesellschaft unter dem Namen „Kansas Sinaloa Investment Comp.“ gegründet; dieselbe hat die „Mochis“-Landstrecke, 80 000 (achtzigtausend) Acker groß, angekauft und ist auf dem Wege, weitere Erwerbungen zu machen.

Die ursprünglichen KonzeSSIONen, die Owen von der Mexikanischen Regierung erlangt hatte, sind zwar verfallen, aber er hat im letzten Jahre neue und noch bessere erwirkt; sie zerfallen in 2 Arten: die Eisenbahn- und die Kolonie-KonzeSSION n.

Diese KonzeSSIONen lassen sich wie folgt definiren:

Es ist eine Eisenbahn von der Topolobampo-Bay bis Presidio De Rio Grande am Rio Grande del Norte oder einer ähnlich vortheilhaften Linie zu bauen. Hierzu schenkt die Regierung einen Landstrich von 70 Meter (212 Fuß) Breite, der ganzen Linie entlang. Alles Bahnbau-Material, das die Kompagnie auf Land und Wasser der Nation zu finden vermag, darf sie für den Bahnbau unentgeltlich benutzen, alle Mineral- oder Metallschätze, welche der Bahnlinie entlang gefunden oder entdeckt werden, gehören der Kompagnie. Außerdem zahlt die Regierung einen Bauzuschuß von 12000 Doll. die Meile. Innerhalb 6 Jahre nach Beginn der ersten Arbeiten (welcher 1 Jahr nach Dato der KonzeSSION zu erfolgen hat) muß die Bahn fertig sein. Ausländisches Bahnmateriale der Kompagnie genießt 15 Jahre lang Zollfreiheit und die Kompagnie selbst ist auf 20 Jahre von Steuern frei.

Außerdem ist eine große Land-schenkung mit der KonzeSSION verbunden. In den Staaten Sinaloa und Sonora wird der Eisenbahnroute entlang ein 60 Kilometer (37.2 Meilen) breiter Landgürtel vermaßen, in den Staaten Chihuahua und Guaymala ein halb so

breiter. Dieser Gürtel wird in drei gleiche Zonen getheilt; eine Zone bekommt die Kompagnie in Zahlungsfrist für ihre Vermessungs-Arbeit; die zweite Zone läuft die Kolonie zum üblichen Regierungspreise; die dritte Zone behält die Regierung. Ferner bekommt die Gesellschaft gewisses Land an der Topolobampo-Bay und auf den Inseln der Bay und auf den Inseln der Bay geschenkt. Bedingung ist aber, daß auf den Ländereien an der Bay innerhalb 2 Jahren 500 Familien angesiedelt sein müssen und in den darauf folgenden 5 Jahren noch 1500 Familien. Ferner: Zwei Jahre nach Erhalt der anderen Landtitel muß mindestens je 1 Familie per 1000 Hektoren (2740 Ader) angesiedelt sein. Der Fuerte, wie der Sinaloa-Fluß darf zur Bewässerung und anderen Kolonisations-, wie Fabrikationszweck benutzt werden. Die Kolonie darf 10 Jahre lang landwirtschaftliche, wie Industrie-Maschinen und Haushaltungs-Gegenstände zollfrei importiren; ist 10 Jahre lang steuerfrei und darf ihre Produkte 10 Jahre lang steuerfrei exportiren.

Der Hafen von Topolobampo ist der einzige zwischen San Diego (Kalifornien) und Apulco (Mexiko) und wird von Fachmännern für den besten an der westlichen Küste Amerikas erklärt, sowohl was Land-Einschluß, wie Tiefe und Länge betrifft; die Reise nach Japan und Australien wäre von Topolobampo aus um 2 Tage kürzer als von San Franzisko und — die direkte Linie von Topolobampo nach New York würde um 792 Meilen kürzer sein, als die San Franziskoer Route.

In den fruchtbaren Thälern des Fuerte und des Sinaloa könnten sich 5 Millionen Menschen ernähren.

Es fehlt also zunächst an 100 000 ehrlichen und geschickten Menschen, welche dorthin übersiedeln wollen. Ehrliche Arbeiter giebt es wohl genug, aber geschickte zu wenig; und so würde wohl bei einer Massen-Einwanderung die Unberühmt die Oberhand und Kontrolle erlangen.

Und ohne Massen-Einwanderung — sind die KonzeSSIONen von problematischem Werth, die Mühsale und Entbehrungen der Pioniere ohne Ende.

### Wie man mit 300 Mark ankommen kann.

In der vorigen Nummer haben wir gesehen, wie man das schwierige Problem lösen kann, mit 14 000 Mark jährlich auszukommen. Die preussische Regierung, auf das Wohl ihrer Untertanen bedacht, hat nun jenen Engländer zu beschämen gewußt und eine Rechnung aufgestellt, wie man mit 300 Mark jährlich leben kann. Das betreffende Elaborat ist als Bekanntmachung im amtlichen Kreisblatt für den Kreis Hamm erschienen.

Der Abwandlung wegen ist in dieser Rechnung das Jahr zu 300 Tagen angenommen, die übrigen 66 sind gestrichen. Wahrscheinlich meint die preussische Regierung; wenn man nicht arbeitet, soll man auch nicht essen — ein Prinzip, gegen das wir eigentlich nichts einzuwenden wissen — und läßt deshalb die Sonn- und Feiertage aus. Der Arbeiter kann unterdessen dem Magen Ferien gönnen und ihn so lange auf den Baum hängen, damit er sich ausruht.

In der amtlichen Bekanntmachung wird gemäß § 3 Abs. 1 des Reichsgesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889, der Durchschnittswert der Naturalbezüge der Arbeiter wie folgt festgesetzt:

	täglich	jährlich
Erstes Frühstück	15 Pf.	45 M.
Zweites Frühstück	10	30
Mittagbrot	25	75
Vesperbrot	10	30
Abendbrot	20	60
Wohnung	15	45
Kleidung	05	15
<b>Summa</b>	<b>100 Pf.</b>	<b>300 M.</b>

Nicht wahr, so ein Arbeiter „lebt durchschnittlich“ recht billig — viel billiger noch als ein Arbeitstier, denn das erfordert, wenn es einigermaßen bei Kräften und gesund bleiben soll, einen Aufwand von 250 M. Wenn die 66 gestrichenen Tage hinzugefügt werden, lebt der Arbeiter „durchschnittlich“ noch billiger. In Hamm müssen recht billige Wohnungen vorhanden sein — nur 15 Pf. pro Tag. Und Kleidung nur 5 Pf. pro Tag, wo die meisten Arbeiter mehr ausgeben müssen für Instandhaltung der Wäsche! Zeitungen würden ihn natürlich nur zum Sozialdemokraten machen, und deshalb ist es besser, wenn er keine halten kann. Ein Glas Bier ab und zu, eine Zigarre, Licht und

Brand zc. kennt der Arbeitnehmer nicht, und wie gesagt, Sonn- und Feiertage braucht ein Arbeiter nichts. Vielleicht lassen sich an diesem Haushaltsetat noch einige Ersparnisse machen.

### Die Produktivität der Arbeit.

Die größte technische Revolution der letzten zehn Jahre hat wahrscheinlich auf dem landwirtschaftlichen Gebiete stattgefunden. In Folge des Entstehens der amerikanischen Riesfarmen. Das Jahresprodukt eines Mannes in einer solchen, die Weizen baut, beträgt jetzt durchschnittlich 5500 Bushel (über 2000 Hektoliter) Weizen! Rechnet man davon 500 Bushel zur Saat ab, dann bleiben 5000 Bushel. Ein Mann genügt, diese 5000 Bushel in Mehl zu verwandeln — in einer mit den neuesten Verbesserungen ausgestatteten Mühle. Das Erträgniß sind ungefähr 1000 Barrels Mehl (fast 1800 Zentner). Unterhalb Mann sind für den Eisenbahntransport dieser tausend Barrels nach New-York erforderlich. Wenn der Weizen nach New-York kommt und in den Besitz eines großen Bäckers gelangt, der die Brotfabrikation auf großer Stufenleiter eingerichtet hat, und der den Weizen das beste Brot zu den billigsten Preisen verkauft, so finden wir, daß 1000 Barrels Mehl durch die Arbeit von drei Personen im Jahr in Brod verarbeitet und verkauft werden können. Addiren wir zu der Arbeit der sechsundsiebzig Mann die Arbeit eines halben Mannes um die Maschinen der Farm, Bäckerei u. s. w. zu repariren und in Ordnung zu halten (per tausend Barrels Mehl) und rechnen wir noch drei Mann dazu, die der Eisenbahn, dem Bäcker zc. das Feuerungsmaterial u. dgl. liefern, so finden wir, daß zehn Mann in einem Jahre Brot für tausend Menschen liefern. (Atkinson.) Ja, „es giebt auf Erden Brot genug“, sagen wir mit Heinrich Heine „für alle Menschenfinder.“

### Literarisches.

**Münchener Flugschriften.** I: M. G. Conrad, Die Noth der Arbeiter; II: D. J. Bierbaum, Deutsche Lyrik von heute; III: S. v. Gumpenberg, Deutsche Lyrik von gestern. Preis pro Heft 10 Pf. München, Pöschl, Frisch und Led. Geschriebene Heftchen, welche die Ideale der modernen Literatur beleuchten; für diejenigen unserer Leser, welche sich mit dem literarischen Leben der Gegenwart beschäftigen, gewiß ganz interessant.

**Die nationalisistische Partei, von Julius, und: Deutschlands Schule im Jahre 2000.** Berlin, Walthers u. Apolant. Bellamy hat den Geuten auch in Deutschland die Köpfe verdreht; die eine Broschüre will den Bellamyschen Idealstaat durch Bildungs-, Konsum- und Gewerksvereine erreichen, die andere malt die Bellamysche Zukunftsschule weitauflicher aus. Einige Proben des unheimlichen Humors: „Das Geld muß wieder werden, was es seiner Natur nach ist: Wertmesser, Tauschmittel.“ „Die allgemeine Dienstpflicht ist Vorbereitung und Symbol des sozialen Staats.“ „Die Professoren sollen von ihren Kathedern steigen und in Kurien mit Prüfung die volkswirtschaftlichen Schätze der Mitternacht mittheilen.“ „Arne Mitternacht!“ — Mit einer derartigen albernen Humanitätsduselei, gepaart mit Unwissenheit, lockt man keinen Hund vom Ofen.

**Dr. Adler, Die Sozialreform und das Theater.** Berlin, Walthers und Apolant.

Der Professor Adler nimmt den furchtbaren Ruhm für sich in Anspruch, der eigentliche Erfinder der Volkstheater zu sein. Er ist bescheiden. Wir glauben, daß ihm Dr. Wille dieser Ruhm gern gönnt. Sollte er einen Vorberkeranz nöthig haben, so würde die Redaktion der „Berl. Volkst.“ gern beisteuern, dem Götze, dem Ehre gebührt.

**Dr. Dornsdorf, Ärztliche Verimpfung.** Würzburg, Berl. der „N. Bair. Landeszeitung“, Preis 50 Pf. Eine Streitschrift gegen Koch.

**Leo Tolstoi** Julius, Berlin, Norddeutsches Verlagsinstitut (Berend & Jalousica) 1,50 M. Auf die Dauer wird der gute Tolstoi mit seiner ewigen moralischen Weisheit etwas sehr langweilig. Das vorliegende Werk, eine Erzählung aus der Zeit der ersten Christen, in der er zum so und sovielten Male seine Pöbeltheorie entwickelt, wirkt geradezu tödlich. Wenn man die Produktion Tolstois in der letzten Zeit verfolgt hat, so wird man überhaupt den Eindruck gewinnen, daß er nicht mehr so ganz eheulich ist; er scheint denn doch ganz bedenklich zu schauspielern und mehr zur Verleumdung einer freilich etwas sinnlichen Eitelkeit zu schreiben, wie aus innerem Drange. Man sollte diesen Would-be-Messias nicht so ernsthaft nehmen.

**Dr. Heinrich Lux, Sibirien!** Magdeburg, Verlag der „Volkstimme“, 30 Pf.

Die kleine Broschüre ist eine gute Ergänzung zu den bekannten Schilderungen Kennans; sie ist im Wesentlichen eine mit Anmerkungen und Ergänzungen versehene Zusammenstellung der von Karl Lübeck und dem Herausgeber in verschiedenen Zeitungen veröffentlichten Briefe aus Sibirien, die im vergangenen Jahre durch die Schilderung der entsetzlichen Greuelthaten in der ganzen Welt einen Sturm der Entrüstung entfacht hatten. — Der gesammte Reinertrag ist zur Unterstützung der nach Sibirien Verbannten bestimmt.

**Protokoll des ersten österr.-ungar. Bäckerarbeitertages** in Wien. Wien 1891, Jos. Tobola, Büchhändler, Neubaugürtel 44.

**Agitations-Nummern der „Berl. Volks-Tribüne“** stehen unseren Freunden gratis zur Verfügung.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von

**Cigarren u. Tabake.**

Dieselbst Zahlstelle des Metallarbeiter-Vereins und der Gürtler-Gilde. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.

**Otto Klein**

Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein

**Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.**

Vorzügliche Speisen und Getränke in großer Auswahl.

Vereinszimmer steht zur Verfügung.

**Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.**

Freunden und Genossen theile hierdurch mit, daß ich **Schlesische Str. 35** ein

**Zigarren- u. Zeitungs-Geschäft** eröffnet habe.

**Fr. Schulz.**

**Achtung! Metallarbeiter! Achtung!**

**Große öffentliche Versammlung**

aller in der Metallindustrie beschäftigten Arbeiter Berlins u. Umgeg.

am Dienstag, den 31. März, Vorm. pünktl. 10 Uhr,

im Saale des Böhmischen Brauhauses, Landsberger-Allee 11-13.

Tages-Ordnung: 1. Stellungnahme zum 1. Mai, Referent Kollege A. Gerlich.

2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Da der Saal von 2 Uhr ab anderweitig benutzt wird, ist pünktliches Erscheinen unbedingt notwendig.

Genossen empfehle mein Gutgeschäft. Arbeite nur mit Fabrikanten, welche sich der Kontrollmarken deutscher Gutmacher angenommen haben. Bitte zu beachten: Köpenickerstraße 126, nahe der Adalbertstraße.

**Adolph Kehr.**

Junkerstrasse 1.

**E. M. Wilschke, Katzbachstr. 1** (Ecke der Poststr.)

Cigarren u. Tabake, Pfeifen u. Cigarrenspitzen, alle Sorten Cigarretten.

Zahlstelle der „Volksbühne“, der Bildungsschule und des Wahlvereins.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer, Werner, Dimnick, jammlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

**Ciseleurlehrling,**

Sohn eines Parteigenossen, welcher gute Schulkenntnisse, besonders im Zeichnen besitzt, kann bei mir als Lehrling eintreten.

**H. Maier, Köpenickerstraße 26a.**

**Albert Auerbach,**

Berlin S., Rottbuser Damm 7.

Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Allen Parteigenossen empfehle mein

**Weiß- u. Bayerisch-Bierlokal**

Potsdamer Bier.

**August Insinger**

Krautstr. 48.

**Kranzbinderie u. Blumenhandlg.**

von

**J. Meyer**

Berlin SO., Wienerstraße 1, (in der Ecke bei der Mantuffelstraße).